<36612559150010

<36612559150010

Bayer. Staatsbibliothek

Deutscher
Jugendgarten.

Gesammelte Parabeln, Gleichnisse, Erzählungen, Legenden, Beispiele aus dem wirklichen Leben ꝛc.,

herausgegeben

von

Dr. Jos. Anton Fischer,
Schulinspektor in München.

Erstes Bändchen.

München, 1833.
In der Mich. Lindauer'schen Verlagsbuchhandlung.

94 D.

R

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der schnelle Absatz der ersten Ausgabe ermunterte mich zu dieser neuen Auflage mit erweitertem Plane. — Den ersten drei Bändchen in Prosa, sollen später auch noch einige in gebundener Rede nachfolgen. Den Besitzern der bekannten Jugendbibliothek wird bemerkt, daß aus jener noch immer fortlaufenden Sammlung nichts entlehnt wird. Nur über einige Bemerkungen einer Rezension der ersten Auflage in der allgemeinen Schulzeitung will ich dem dortigen Rezensenten bemerken, daß ich die Uebersetzungen aus dem Talmud den Herder'schen Bearbeitungen vorzog, weil sie Original sind; ferner, daß über die unterscheidenden Merkmale der Parabel, des Gleichnisses rc. die Gelehrten noch lange nicht so einig sind, wie Rezensent es meinte. rc.

d. H.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Parabeln, Gleichnisse.

1.

Die Lieblingsblumen.

Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomon in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselbigen eins. (Matth. 6, 28. 29.)

Gustav, Herrmann und Allwine, die blühenden Kinder eines Pächters, wandelten an einem schönen Frühlingstage auf das Feld. Die Nachtigallen und Lerchen sangen, und die Blumen entfalteten sich im Thau und in den milden Strahlen der Morgensonne. Die Kinder aber blickten voll Freude umher und hüpften von einem Blümchen zum andern und flochten sich Blumenkränze. Auch priesen sie in Liedern die Herrlichkeit des

Lenzes und die Liebe des allmächtigen Vaters, der die Erde mit Gras und Blumen bekleidet, und besangen die Blumen von der Rose, die auf dem Strauche wachset, bis auf das Veilchen, das im Verborgnen blühet, und das Haideblümchen, an welchem die Bienen saugen. Denn die fromme Herzenseinfalt empfängt auch die kleine Gabe der Natur mit Freude und dankbarer Empfindung.

Darauf sprachen die Kinder unter einander: Lasset einen jeden von uns sich ein Blümchen wählen, das sein Liebling sey vor andern. Und sie freuten sich ihres Vorsatzes und sprangen in das Feld, sich die Lieblingsblümchen zu suchen. Dort in der Laube kommen wir wieder zusammen! riefen sie. — So wandelten die drei Kinder in Eintracht ihre verschiedenen Wege, um das Schöne zu sammeln. — Eine liebliche Blumenlese.

Bald erschienen sie wieder alle drei auf dem Wege zur Laube. Jedes trug einen vollen Strauß seiner gewählten Lieblingsblumen in der Hand. Als sie sich einander erblickten, hielten sie die Blumen hoch empor und jauchzten laut vor Freude. Darnach traten sie in der Laube zusammen, und beschlossen einmüthig und sprachen: Nun soll ein jeder sagen, warum er sich diese erwählt hat.

Gustav, der ältere, hatte sich das Veilchen erkoren. Sehet, sprach er, es blühet und duftet in bescheidener Stille zwischen Halmen und Gräsern und sein Wirken ist so verborgen, wie

das leise Kommen und Segnen des Frühlings. Aber es wird von den Menschen geehrt und in schönen Liedern besungen, und jeder trägt ein Sträußlein, wenn er vom Felde kommt, und nennt das schöne Veilchen das erstgeborne Kind des Lenzes und das Blümchen der Bescheidenheit. Darum habe ich es mir zu meinem Blümchen erkoren. —

Also sagte Gustav, und reichte Herrmann und Allwina einige seiner Blumen. Diese aber empfingen sie mit inniger Freude. Denn es waren nun auch die Blümchen des Bruders.

Da trat Herrmann hervor mit seinem Blumenstrauß. Es war die zarte Feld-Lilie, die unter dem kühlen Schatten des Wäldchens wachset, und ihre Blüthenglöckchen wie Perlen an einander gereiht und weiß wie Sonnenlicht, erhebet. Sehet, sprach er, dieses Blümchen habe ich mir erwählt. Denn es ist ein Bild der Unschuld und des rei en Herzens, auch verkündet es mir die Liebe dessen, der den Himmel mit Sternen und die Erde mit Blumen schmücket. Ward nicht die Lilie des Feldes vor andern Blumen gewürdiget, Zeugniß zu geben, von der Vaterliebe dessen, in dem Alles lebet und webet? — Sehet, darum habe ich die kleine mir zu meinem Lieblingsblümchen erkoren? —

Also sprach Herrmann und reichte seine Blümchen dar. Und die beiden andern empfingen sie

mit frommer Freude und Verehrung. Und so ward das Blümchen geheiligt.

Da kam auch Alwina, das fromme, liebliche Mädchen, mit ihrem gesammelten Blumenstrauß. Es war das blaue zarte Vergißmeinnicht. Sehet ihr lieben Knaben, sprach das holde Mädchen, diese Blümchen hab' ich an dem Bächlein gefunden! — Nicht wahr, sie glänzen, wie ein helles Sternchen am Himmel, und spiegeln sich in dem klaren Gewässer, an dessen Rande sie wachsen, und das Bächlein fließet nun schöner und wie bekränzt dahin. Darum ist es auch das Blümchen der Liebe und Zärtlichkeit, und ich hab es mir zum Liebling erkoren, und geb' es euch beiden. So gab sie es den Brüdern mit einem Kuß. Und die Schutzengel der Kinder lächelten dem lieblichen Bunde der Unschuld.

So waren die Lieblingsblumen erkoren. Da sprach Alwina: Wir wollen in zwei Kränze sie flechten, und den lieben Eltern sie weih'n!

So flochten sie zwei Kränze von den schönen Blumen, und trugen sie zu den Eltern, und erzählten ihr ganzes Beginnen und die Wahl ihrer Blumen.

Da freuten sich die Eltern ihrer guten Kinder und sprachen: ein lieblicher Kranz! Liebe, Unschuld und Bescheidenheit in einander verschlungen! Sehet wie das eine Blümchen das andere

hebet und verschönert, und so bilden sie gemeinsam die schönste Blumenkrone!

Aber es fehlet noch eines — antworteten die Kinder — und bekränzten mit gerührter Dankbarkeit den Vater und die Mutter. Da wurden die Eltern bewegt vor Freude, und umarmten die Kinder herzlich und sprachen: Ein solcher Kranz ist doch herrlicher, denn Fürstenkronen!

2.

Wahrlich ich sage euch, was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.

Spricht Jesus. (Matth. 25, 40.)

Es war ein sehr harter Winter, da schlich eine alte arme Frau, auf ihren Stab gelehnt, mühsam an den Häusern hin: sie zitterte vor Kälte, denn ihr Leib war nur dünne bekleidet, ihr Gesicht war abgehärmt und war gar jämmerlich anzusehen. Da gieng eine sehr geputzte Frau vorüber; die Arme sah sie wehmüthig an, und das Herz der geputzten Frau wurde nicht gerührt, sondern sie gieng schnellen Schrittes weiter. Das sah aber ein Knabe, der einen schlechten Rock anhatte, der sprach leise mit seiner Schwester und zog ein Papier aus der Tasche, faltete es auseinander und lief auf die arme Frau zu, und

drückte ihr ganz eilig ein kleines Geldstückchen in die Hand, das in dem Papier eingewickelt gewesen war. Eben kam ein Geistlicher dazu, der freute sich über den Knaben, und rief ihn zu sich. Der Knabe kam, wandte aber ganz schüchtern das Gesicht zur Seite. Der Prediger sagte: Lieber Kleiner, warum siehst denn du mich nicht gerade an? Du hast ja nichts Unrechtes gethan, da brauchst du dich nicht zu schämen. Was hast du denn der armen Frau gegeben? — Ach, antwortete der Knabe, nur einen Dreier, denn ich hatte nicht mehr. — Und der Geistliche sprach zu ihm: das war ja gut lieber Knabe, und damit du siehst, daß so was Gutes Gott und den Menschen wohlgefällt, so will ich dir das Geld geben, du brauchst es ja auch. Und er gab ihm ein Viergroschenstück. Das wollte der arme Junge nicht annehmen; endlich aber nahm er es auf vieles Zureden an, und rannte davon. Mit inniger Freude sah ihm der gute Herr nach und wünschte, daß Gott den Knaben segnen möchte. Der Knabe aber lief wieder zu der armen, alten Frau, und gab ihr das erhaltene Geldstück in die Hand und eilte dann, was er konnte, daß ihn der Prediger nicht mehr zurückrufen konnte.

Krummacher.

3. Die drei F.

Fröhlich laß seyn in dir, die deinen Namen lieben.

Timotheus verlor seinen Vater am Tage seiner Geburt. Die Mutter erzog ihn, und ihr ganzer Unterricht bestand darin: „Dein Vater, liebes Kind, ist schon lange gestorben, ist aber bei Gott, Gott ist unser Vater; Er ernähret mich und dich. Sein Auge sieht uns, sein Herz liebt uns, seine Hand schützet uns, sein Geist lehret uns, sein Himmel nimmt uns einst zu sich. Unser Beruf auf der Erde ist: diesen unsern und aller Menschen Vater anbeten und lieben, seinen Willen erforschen, erfüllen, vor ihm fromm und in ihm heilig seyn, gerne arbeiten, und willig leiden, ihm leben und ihm sterben. — Ihn werden wir einst schauen von Angesicht zu Augesicht. — Sein Sohn Jesus Christus, einst ein Knabe wie du, hat uns dies Alles auf's beste gelehrt, und unser frommer Pfarrer, der immer an etwas Ewiges denkt, wird dir das Wort Jesu deutlicher verkünden, als ich es kann. Indeß vertrau du auf den Herrn und liebe ihn. Bete wie Jesus, arbeite wie er, und thue nie etwas Böses. Seine Lehre, sein Leben, seine Liebe schwebe dir Tag und Nacht vor Aug' und Herz. — Nur keine Lüge, mein Sohn! nur keine Untreue, nur keine Sünde!

lieber sterben sollst du, als einen fremden Heller nehmen, ein falsches Wort sagen. Dieß sprach sie ihm Tag und Nacht vor, so, oder anders, mehr in Beispielen, als mit Worten, aber auch mit Worten. Lesen konnte sie selber nicht. Darum war ihr Leben das Buch des jungen Timotheus. Ein guter Nachbar lehrte ihn zwar hernach auch lesen, schreiben, rechnen, die Erde und sein Vaterland kennen. Aber, was die Mutter sagte, war ihm doch das Liebste. Sie sagte es ihm so in's Herz hinein und darin blieb es denn auch. Einst als der Apfelbaum, den der Vater kurz vor seinem Tode gepflanzt hatte, die ersten drei Aepfel brachte, so roth und schön wie die Gesundheit, und so gesund wie Timotheus, ließ die Mutter auf den erst n Apfel schreiben: fromm; auf den zweiten: fleißig; auf den dritten fröhlich. Diese drei Aepfel schenkte sie ihrem Timotheus zu seinem Geburtstage: „Das seyen dir drei Bücher, sagte sie; die stelle auf deinen Hausaltar, damit sie dir stets in's Auge fallen. Denke Tag und Nacht an die drei F: fromm, fleißig, fröhlich.

Timotheus bildete sich ganz nach diesen drei Aepfeln, die seine Hauslehrer wurden, und nach dem Vorbilde der Mutter, die über die drei F allerlei schöne Anmerkungen machte. Da diese seine Büchersammlung mürbe zu werden anfing, sagte die Mutter zu ihm: Nun darfst du deine

drei Aepfel schon essen; sie sind ja in deinem Herzen geschrieben. Aber der Knabe hatte zu viel Hochachtung und Dankgefühl für die drei Aepfel, weil sie seine Lehrer gewesen, und auf seinem Altare gestanden waren, und schenkte sie der Tochter seines Nachbars, die zwei Jahre jünger war, als er. Eins hätte ich bald vergessen: Die Wittwe hatte noch neben den drei Aepfeln zwei andere Hauslehrer, die ich ihre Hofmeister nennen möchte: die Einfachheit und Genügsamkeit. Brod, Obst und Kartoffeln waren die Leckerbissen des Knaben, die ihm die Mutter darreichte, wenn er seine auferlegte Arbeit verrichtet hatte. — Da ward der Knabe so gesund, wie das Leben, so froh, wie die Liebe, und — so gut, wie seine Mutter. Denn die Muttertreue bildete ihn, wie ihn die Mutterliebe unter ihrem Herzen getragen hatte.

4. Ein Gleichniß.

Siehe, Gott ist groß und unbekannt. Er macht das Wasser zu kleinen Tropfen, und treibet seine Wolken zusammen zum Regen, daß die Wolken fließen und triefen auf die Menschen. (Hiob 36, 26—28.)

Es ist eine Mutter, die hat recht viele Kinder, und hält sie an, daß sie fromm seyn, und

thun was Gott gefällt. Und ehe der Morgen kommt und die Sonne hervorschreitet, heißt sie ihre Kinder schon aufstehn und an ihre Geschäfte gehn; und siehe da reißen sie eilig sich los von der Mutterbrust und steigen auf den Fittigen der Luft zum Himmel auf, zu vernehmen die Befehle des höchsten Vaters. Und ein Engel Gottes kommt ihnen entgegen, und füllt ihre Hände mit Segen; und freudig gehen sie, von ihm geleitet, in den Lüften und die Sonne malt ihre Kleider mit schönem Roth und Goldgelb und allen Farben des Himmels, und du erblickest sie, wenn du aufsiehst, wie Schäflein, geweidet von einem unsichtbaren Hirten. Aber bald schließen sie sich enger zusammen, um die Fülle der Gaben, die Gott ihnen anvertraut hat, auf die Erde herabzubringen, und in glänzenden Tropfen steigen sie hernieder und tränken das Gras und die Blumen und die Bäume und nähren Felder und Auen und kühlen des Sommers Hitze; und wenn sie gethan, wie ihnen der Vater im Himmel befohlen, da eilen sie freudig wieder zu ihrer Mutter, die sie aufnimmt mit Liebkosen und Wohlgefallen.

Die Mutter aber ist das Wasser des Meeres und der Ströme, und ihre Kinder sind die kleinen Wölkchen, die am Morgen aufsteigen, und oft in dichte Wolken zusammentreten, und als Regen die Erde erquicken.

5. Die Raupennester.

Ein Mann hatte ein Gärtchen voll schöner Obstbäume. Zu Anfang des Frühlings bemerkte er, daß hin und wieder Raupennester darauf waren. Er trug seinem Sohne auf, sie ohne Verzug abzubrechen, und sie also mit leichter Mühe zu vertilgen. Der Sohn glaubte, es sey morgen oder übermorgen auch noch Zeit genug, und beschäftigte sich unterdessen mit Tändeleien. Nach ein Paar Tagen fielen ihm die Raupennester ein: aber siehe, die Raupen waren ausgekrochen, hatten sich im Garten über alle Bäume und Blätter verbreitet, und fraßen in der Blüthe die schöne Hoffnung der ganzen künftigen Obsternte weg.

Das Bäumchen bist du, o Kind; die Raupennester sind deine Begierden und bösen Gewohnheiten; rotte sie bei Zeiten aus, verschieb es nie, sie werden sonst immer stärker, und verderben alle schöne Hoffnungen und alle deine Freuden.

Die Sünde ist gleich dem Blatt am Strauche, das oben blank und schön, unten rauh und ein Aufenthalt des Ungeziefers ist, durch welches bald auch das Obere fleckig und häßlich wird.

Ich will, o stärke mich! ich will die Sünde hassen,
Auf deine Hülfe nur, kann ich mich Gott, verlassen.
Nur was dir gefällt werd' auch von mir gethan!
Führ mich durch deinen Geist auf dieser ebnen Bahn.

6. Die abgefallenen Aepfel.
(Parabel.)

Der Donner schwieg, die schwarzen Gewitterwolken zerstreueten sich allmählig und heiter und heiterer ward der finstere Horizont. Angenehme Düfte drangen herein durch das geöffnete Fenster und verbreiteten Wohlgeruch, und die vom Regen getränkte Flur ergötzte das Auge durch ihr liebliches Grün.

Da giengen Ernest und August, zwei muntere Knaben, Hand in Hand hinaus in das Freie, um sich zu weiden am herrlichen Anblick der frisch erblühenden Natur. Leichter und wohl ward ihnen nun um die bange Brust. Denn die Allmacht Gottes, welche aus den zuckenden Blitzen und aus dem rollenden Donner so fürchterlich sprach, hatte ihr Inneres tief erschüttert.

Jetzt aber stauneten sie die erbarmende Güte Desjenigen an, vor dessen mächtiger Größe sie gezittert. Denn Alles ringsum in der Natur athmete nun freier und schien neues Leben empfangen zu haben durch das gewaltige Toben des Wetters. „Also“, sagte Ernest, der ältere der Knaben, „wendet der liebende Gott Alles zum Guten!“

Und dahin wandelnd unter trauten Gesprächen, waren die Knaben unverhofft zum fern entlegenen Obstgarten des Vaters gekommen. Und sie erfreueten sich kindlich am Anschauen der rothwangigten Aepfel und der bräunlichten Birnen,

unter deren Last die jungen Bäumlein erseufzten. Denn sie versprachen sich süßen Genuß von den herrlichen Früchten, und mit geflügelten Schritten nahete schon die wonnige Zeit der herbstlichen Obstlese.

Aber ach! als sie einem der Bäumlein sich nah'ten, da sahen sie die Aeste der Früchte beraubt, und die Aepfel lagen am Fuße des Baumes zerstreuet umher in dem Grase. Und die Knaben betrachteten forschend ringsum das Bäumlein, ob nicht etwa das Stürmen des Wetters die Zweiglein zerknicket und also den Abfall der Früchte verursacht. Aber die zarten Aestlein waren unversehrt, und es konnten die Knaben, trotz aller Bemühung, sich die Ursache dieser Erscheinung nicht deuten.

Und der erfahrene Gärtner, das Zweifeln der Knaben bemerkend, trat freundlich hinzu und redete also: „Forscht nicht vergebens nach äußeren Ursachen, die das Abfallen der noch unzeitigen Früchte bewirken!" Und er hob einen der Aepfel empor und schnitt ihn entzwei und zeigte den sinnenden Knaben das kleine Würmlein, so darin hauste, und sprach, die Knaben belehrend, folgende Worte: „Hier sehet die Ursache! Dieser kleine Vielfraß hat das innere Mark des Apfels zernaget, und die morsche Frucht vermochte nicht mehr, an Zweiglein zu hangen." Und traurig entfernten die Knaben sich nun, dem Vater eiligst, was sie gesehen, zu melden. — —

Also entfallen die rosigten Aepfel den Wangen des Jünglings, wenn ihm das innere Mark der Wurm der Wollust zernaget, und mit traurigem Herzen wendet der bessere Mensch sich von dem Anblick des entnervten und hinfälligen Körpers!

(Loose.)

7. Böser Umgang.

Sophron, ein weiser Volks-Lehrer, erlaubte auch seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern nicht, mit Personen Umgang zu pflegen, deren Wandel nicht rein und sittlich war.

„Väterchen!“ — sprach eines Tages die sanfte Eulalia, seine älteste Tochter, da er ihr untersagt hatte, in Gesellschaft des Bruders die leichtsinnige Luzinde zu besuchen, — „Väterchen! Du mußt uns wohl für sehr kindisch halten, weil du glaubst, dieser Weg könne uns gefährlich werden?!“

Aber der Vater nahm stillschweigend eine schon erloschene Kohle vom Kamin und reichte sie der Tochter hin. „Sie brennt nicht, Kind!“ sagte er, „nimm sie nur!“

Das that Eulalia, und siehe! die zarte weiße Hand wurde schmutzig, und unversehens auch das weiße Kleid.

„Daß man doch gar nicht vorsichtig genug seyn kann“, sagte Eulalia verdrüßlich, „wenn man Kohlen berührt!“

„Ja wohl", sprach der Vater, „du siehest, mein Kind! daß die Kohle, wenn sie auch nicht brennt, dennoch schwärzet! Also auch der Umgang mit den Sittenlosen!"

Beschämt schlug das Töchterlein die Augen nieder. Denn sie hatte den Sinn dieser Worte wohl verstanden. (Salomon.)

8. Die Weihnachtsgabe.

Vergiß den Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast; so wird dir auch Freude widerfahren. (Sir. 14, 14.)
Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. (2 Kor. 9, 7.)

Vater Werner saß in seinem Lehnstuhle, ganz in die Zeitungen vertieft, in denen er las, was Neues in der Welt vorgegangen sey. Neben ihm saß seine siebenjährige Tochter Regina mit dem Strickstrumpfe, ihre ältere Schwester Lenore spann und die Mutter machte Hemden für die Kinder. — Da der Christtag eben heranrückte: so forschten die beiden Mädchen aus der Mutter, was ihnen wohl das Christkindlein bescheeren würde, und jede ließ einen Wunsch blicken, was sie wohl gerne haben möchte. Während dem blickte der Vater auf, und sprach: wollt ihr etwas Neues hören, was ich so eben hier gelesen habe? Ach ja, lieber Vater, laß doch hören! riefen die Kin=

der. Da erzählte ihnen der Vater, daß in einer etwas entfernten Stadt Feuer ausgekommen, und beinahe die halbe Stadt abgebrannt wäre, und daß so viele Mütter nun gar nichts mehr hätten, und nicht wüßten, wo sie für ihre Kinder Speise hernehmen sollten. Ach, was werden diese armen Kinder für einen heiligen Abend haben! setzte er hinzu; und die Kinder wurden ganz traurig, der Vater aber las nun wieder still für sich in den Zeitungen fort. Hierauf gab die Mutter den Kindern die Warnung, doch ja recht vorsichtig mit Licht und Feuer umzugehen, daß sie nicht Schuld an einem solchen Unglücke würden. — Reginchen aber schmiegte sich recht nahe an den Vater an, und als er die Zeitungen weglegte, sah sie ihn mit einer Thräne im Auge an, und sagte: Ach lieber Vater, wirst du mir denn wieder, wie im vorigen Jahre einen Thaler zum Christgeschenke geben? Und der Vater antwortete: ach ja liebes Kind, wenn wir bis dahin nicht abgebrannt sind. — Die Schwester fragte auch um den Thaler, und der Vater sagte wieder: ja liebes Kind, wenn wir nur bis dahin nicht abgebrannt sind. — Aber wozu wollt ihr denn den Thaler anwenden? sagte der Vater. Da sprach Reginchen: Ach guter, lieber Vater, könnte ich denn das Geld an die armen Kinder in die abgebrannte Stadt schicken, daß sie sich auch freuen könnten zum heiligen Christabende?

— Aber, sprach der Vater, du kennst sie ja nicht, und sie haben dich auch um nichts gebeten. Das Mädchen aber sprach: ach sie jammern mich doch so sehr, und brauchen es so nöthig, und der liebe Gott hat mir ja auch so vieles Gute gegeben. — Darüber freute sich der Vater und versprach ihr zu helfen, daß sie ihren Thaler dazulegen dürfe, wenn sie ihn würde bekommen haben. — Nun sagte der Vater, wenn ihr den armen Kindern die Freude machen wollt, so denke ich, wollen wir sie auch nicht erst abwarten lassen, bis zum heiligen Abende, denn sie brauchen ja Brod und Kleidung; ich will lieber morgen früh die Thaler zusammen machen, und ich und die Mutter wollen auch noch etwas dazulegen und das Alles sogleich abschicken. Da waren die Kinder hoch erfreut; und als der Weihnachtsabend kam, waren sie noch einmal so vergnügt, als wenn sie den Thaler selbst bekommen hätten.

9.

Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. (Matth. 6, 26.)

Es war ein kalter strenger Winter. Da sammelte die kleine Minna, die einzige Tochter wohl=

thätiger Eltern, die Krümmchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrte sie. Dann ging sie hinaus zweimal am Tage auf den Hof, und streuete die Krümmchen hin. Und die Vögelein flogen herbei und pickten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bittern Kälte.

Da belauschten sie die Eltern, und freuten sich des lieblichen Anblicks, und sprachen: Warum thust du das Minna?

Es ist ja Alles mit Schnee und Eis bedeckt, antwortete Minna, daß die Thierchen nichts finden können: nun sind sie arm. Darum füttere ich sie, so wie die reichen Menschen die Armen unterstützen und ernähren.

Da sagte der Vater: Aber du kannst sie doch nicht alle versorgen?

Die kleine Minna antwortete: Thun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt wie ich, so wie auch alle reichen Leute die Armen verpflegen? —

Der Vater aber blickte die Mutter des Mägdleins an, und Beide freuten sich über die unschuldsvolle Liebe ihres Kindes.

10. Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gern hinein möchte. Da öff-

nete der Landmann sein Fenster, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmannes das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen, und bauete sein Nest und sang ein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmannes, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber sammt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Aeuglein zutraulich umherschauten. — Und die Kinder sagten: Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten:

Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe! K.

11. Die Blumenlese.

Die zarte unschuldige Therese hatte den schönsten Theil des Frühlings auf dem Krankenbette zugebracht. Als sie nun genas und wieder Kräfte

gewann, redete sie von den Blumen, und fragte, ob sie auch so schön blüheten, wie das vorige Jahr? Denn sie liebte die Blumen sehr, aber sie konnte nicht hinausgehen, sie zu pflücken. Da nahm Erich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen und sagte heimlich zu der Mutter: Ich will ihr die schönsten des Feldes bringen! Und so ging er hinaus in das Gefilde, zum ersten Mal. Denn so lange die geliebte Schwester darnieder lag, hatte er sie nicht verlassen wollen. Jetzt deucht' es ihm, als sey der Frühling nie so schön gewesen. Denn er sah und empfand ihn mit einem frommen und liebevollen Herzen.

Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Um ihn her sangen die Nachtigalien, summten die Bienen, flatterten die Sommervögel, und zu seinen Füßen blüheten die schönsten Blumen. Er aber ging und sang, und hüpfte von einem Hügel zum andern, von einer Blume zur andern. Seine Seele war so heiter, wie der blaue Himmel über ihm, und sein Auge glänzte, wie ein Börnlein, das aus Felsen quillt.

Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und oben darüber lag ein Kranz von Felderdbeeren, wie Perlen an einen Grashalm gereiht. Lächelnd blickte der glückliche Knabe in sein volles Körbchen, und lagerte sich auf weichem Moos im Schatten einer Eiche. Hier sah er

ruhig die schöne Gegend im Glanze des Frühlings und tausendfältiger Blüthen, und horchte dem Wechselgesang der Nachtigallen.

Aber er hatte sich müde gefreut. Selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigall schläferten ihn ein.

So lag er neben seinem vollen Körbchen — selbst ein lebendiges Bild der sinnlichen Freuden, deren Genuß ihn erschöpft hatte, und ihres Verwelkens. —

Ruhig schlummerte der holde Knabe. Siehe da erhub sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf; Blitze leuchteten und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Aesten der Eiche; da erschrack der Knab' und erwachte. Ringsumher sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt; kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt von diesem Wechsel der Dinge. —

Sohn der Freude, bist du sicherer auf deiner fröhlichen Bahn?

Schon rauschten dicke Regentropfen durch das Laub der Eiche. Da raffte der erschrockene Knabe sein Körbchen auf und entfloh. Das Gewitter

war über seinem Haupte. Regen und Sturm nahmen überhand, und der Donner rollte schrecklicher; das Wasser strömte aus seinen Locken und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Weges zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben, und zerstreuete alle seine sorgsam gesammelten Blumen über das Feld hin.

Da entstellte sich seine Geberde und mit zürnendem Unmuth schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Lautweinend und durchnäßt erreicht' er endlich die Wohnung seiner Eltern.

Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblicher, wenn dir ein Wunsch versagt ward oder ein Plan mißlang?

Bald verzog sich das Gewitter und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine süße Ruhe herrscht' im Thale und auf den Hügeln. Dem neugetränkten Gefild' entquoll Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneuet und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebevollen Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer

Freude zu dem fernen Gewölk empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte.

Stürme versüßen die Luft; aus dunklem Gewölk steigt des Himmels Segen hernieder. Den Sohn der Erde bilden Leiden und Kampf, daß er die Frucht der Veredlung in sich erzeuge.

———

Bald lockte der heitere Himmel den verscheuchten Knaben von neuem in das Gefild. Beschämt über seinen Unmuth ging er in der Stille zurück, sein hinweggeworfenes Körbchen wieder aufzusuchen, und mit frischen Blumen zu füllen. Auch er fühlte sich neubelebt. Der Hauch der kühleren Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, alles schien nach dem Gewitter und erquickendem Regen ihm doppelt schön. Und das beschämende Bewußtseyn seines thörichten und ungerechten Unmuthes machte seine Freude sanfter und bescheidener. —

Die Freuden der Erde bedürfen der Würze des herben Wechsels zu ihrer Erhaltung und Veredlung. Ein Beweis ihres irdischen Wesens.

———

Noch lag das Körbchen am Abhang des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurückgehalten, und gegen die Gewalt des Windes geschützt. Dankbar blickte der Knabe die Staude an, und lösete das Körbchen. Aber wie froh war sein Er-

staunen, als er um sich her schaute. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen hatte tausend frische Blüthen hervorgelockt, tausend Knospen geöffnet, und auf den Blättern perlten Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine emsige Biene und pflückte.

Da neigte sich die Sonne zum Untergange, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren! Die untergehende Sonne umstrahlte sein freundliches Antlitz, während er heimwandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm.

Nicht wahr, sagte die Mutter, die Freuden, die wir Andern bereiten, sind doch die schönsten.

Krummacher.

12. Die Canarienvögelchen.

Ein kleines Mädchen, Namens Carolina, hatte ein allerliebstes Canarienvögelchen. Das Thierchen sang vom frühen Morgen bis an den Abend, und war sehr schön, golgelb mit schwarzem Häubchen. Carolina aber gab ihm zu essen Samen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker, und täglich frisches klares Wasser.

Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauren, und eines Morgens, als Caroline ihm Wasser bringen wollte, lag es todt in dem Käfig.

Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Thier, und weinte sehr. Die Mutter des Mädchens aber ging hin und kaufte ein anderes, das noch schöner war an Farben, und eben so lieblich sang wie jenes, und that es in den Käfig.

Allein das Mägdlein weinte noch lauter, als es das neue Vögelchen sah.

Da wunderte sich die Mutter sehr und sprach: Mein liebes Kind, warum weinest du noch, und bist so sehr betrübt? Deine Thränen werden das gestorbene Vögelchen nicht in das Leben rufen, und hier hast du ja ein anderes, das nicht schlechter ist, denn jenes.

Da sprach das Kind: Ach, liebe Mutter, ich habe unrecht gegen das Thierchen gehandelt, und nicht alles an ihm gethan, was ich sollte und konnte.

Liebe Lina, antwortete die Mutter, du hast es ja sorgfältig gepflegt! —

Ach nein, erwiederte das Kind — ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabest, ihm nicht gebracht, sondern selbst gegessen. So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen.

Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens — denn sie erkannte wohl

und verehrte die heilige Stimme der Natur in dem Herzen des Kindes. —

Ach! sagte sie, wie mag dem undankbaren Kinde zu Muthe seyn am Grabe der Eltern. K.

Erzählungen aus dem Talmud der Juden. *)

13. Alexander und der Afrikaner.

Als Alexander hinauszog, die Welt zu erobern, kam er zu einem Volke Afrika's, das in einem fernen, abgesonderten Lande in friedlichen Hütten wohnte, und weder den Krieg noch den Eroberer kannte. Und man führte ihn zum Herrn des Landes, welcher ihn gastfreundlich empfing, und vor ihm goldene Datteln, goldene Feigen, so auch Brod von Gold auftragen ließ.

„Esset ihr Gold in diesem Lande" fragte Alexander.

„Ich nehme", erwiederte der König der Afrikaner, „ich nehme es für ausgemacht an, daß Du gewöhnliche Speise genug in Deinem eignen Lande hast. Weßhalb wärst Du wohl sonst gekommen, als um des Goldes willen?"

„Dein Gold hat mich nicht hergeführt! Ich wollte mit Euren Sitten und Gewohnheiten bekannt werden!" rief Alexander.

---

*) Ich setze die Erzählungen, nach einer neuen Uebersetzung, hieher, weil sie leider die Moral mancher Christen beschämen können.

„Wenn das ist, so bleibe bei uns, wie lange es Dir gefallen wird!“ bat der andere. Und als sie so gesprochen hatten, traten zwei Männer herein, um über eine Sache entscheiden zu lassen. Es klagte aber der eine: „Von diesem Manne kaufte ich einen Acker Landes, und als ich eine tiefe Furche hineinzog, fand ich einen Schatz. Derselbe gehört doch aber mir nicht, denn ich kaufte den Acker, nicht aber Schätze, die darin verborgen seyn möchten. So will er nun den Schatz nicht zurücknehmen.“

Da vertheidigte sich der andere und sprach: „Hab' ich doch auch ein Gewissen, gleich meinem Freunde da! Und habe ihm den Acker verkauft mit Allem, was dazu gehört, und folglich auch mit dem Schatze, der darin lag!“

Der Herrscher aber und oberste Richter in diesem Lande wiederholte ihre Worte, damit beide sahen, wie er sie wohl verstanden habe, und sann eine Weile nach, und fragte dann den einen: „Hast du nicht einen Sohn?“ — Und den andern: „Hast du nicht eine Tochter?“ Als aber beide Ja geantwortet hatten, entschied er: „So laß Deinen Sohn die Tochter Deines Freundes heirathen, und gieb ihnen den Schatz zur Aussteuer.“

Alexander aber schien erstaunt und überrascht.

„Hältst Du meinen Ausspruch für ungerecht?“ fragte der Afrikanerfürst.

„Nein;“ war Alexanders Gegenrede; „aber er nimmt mich doch Wunder!“

„Und wie würde wohl in deinem Lande verfahren worden seyn?“

„Aufrichtig gesprochen — Wir hätten beide Partheien in Gewahrsam gebracht, und den Schatz zum Besten des Königs weggenommen.“

„Zum Besten des Königs! Wie? — Scheint denn in deinem Lande die Sonne?“

„O ja!“

„Und es regnet auch daselbst?“

„Freilich!“

„Wunderbar! Aber — sind denn auch Thiere daselbst, welche von Gras und grünen Kräutern leben?“

„Sehr viele; von aller Art!“

„Nun, das muß die Ursache seyn! Wegen dieser unschuldigen Geschöpfe läßt der Allgütige seine Sonne scheinen und Regen auf euer Land fallen; denn die Bewohner desselben sind solches Segens nicht werth!“

14.

Auch das Unglück muß zu unserm Frieden dienen.

„Er befreit von der schädlichen Pestilenz, die in der Finsterniß wandelt, und von dem Verderben, das um Mitternacht droht. Er verwandelt unsere Klage in Freude und unser Ungemach

in dauerndes Glück. Wohl dem, der den Gott Jakobs zu seiner Hülfe hat und auf den Herrn seinen Gott baut!"

So dachte Rabbi Akiba, als ihn eine heftige Verfolgung nöthigte, die Heimath zu verlassen, und er durch dürres Land und traurige Einöden wanderte. Nichts hatte er bei sich, als eine Lampe, welche ihm des Nachts leuchtete, wenn er das Gebet las; und einen Hahn, der ihm statt der Uhr diente, und die anbrechende Morgenröthe verkündete; und einen Esel, auf welchem er ritt.

Schon sank die Sonne am Himmel hinab und die Nacht kam herauf, und der arme Wanderer wußte nicht, wo er sein Haupt hinlegen und die müden Glieder stärken sollte; als er an ein Dorf kam, und sich freute, weil er glaubte, daß Mitleid und Nächstenliebe wohne, wo Menschen seyen. Er bat, daß sie ihn die Nacht beherbergen möchten, ward aber hinausgewiesen. Nicht einer wollte ihm seine Hütte öffnen, und er mußte im nahen Walde eine Stätte suchen. „Das ist hart, sehr hart!" seufzte er. „Kein Dach zu finden, das mich gegen den Sturm und den Regen schützt! Doch der Herr ist gerecht, und was er thut, das ist wohlgethan!" Und er setzte sich unter einen Baum und zündete seine Lampe an, und fing an, im Gesetz zu lesen. Als er aber ein Kapitel beendigt hatte, blies ein

heftiger Sturm ihm die Lampe aus. „Wie?" rief er, „so soll es mir nicht vergönnt seyn, im Gesetze zu lesen? Doch der Herr ist gerecht, und was er thut, ist auch wohlgethan!"

Und er legte sich nieder auf die Erde und wollte schlafen. Es kam aber, als er kaum die Augen geschlossen hatte, ein Wolf, und zerriß seinen Hahn, und erschrocken rief Akiba: „Welch neues Unglück ist dieß! Mein treuer Gefährte ist dahin! Wer wird mich wecken, hinfort zu lesen im Gesetze des Herrn? Doch der Herr ist gerecht, und was er thut, ist auch wohlgethan!" Kaum hatte er das Wort gesprochen, als ein grimmiger Löwe herbeisprang und seinen Esel tödtete. „Was soll ich nun beginnen?" klagte der einsame Wanderer. „Meine Lampe und mein Hahn — mein Thier — Alles — Alles ist dahin! Doch — gelobt sey der Herr, denn was er thut, ist auch wohlgethan!"

Schlaflos vollbrachte er die Nacht, und frühe am Morgen wandelte er zum Dorfe, um sich ein anderes Thier zu kaufen, das ihn trüge. Doch eine Räuberbande war in der Nacht in das Dorf gefallen und hatte Alle getödtet und ihre Habe geraubt. Als Akiba sich von dem Schrecken erholt hatte, erhob er seine Stimme und betete laut: „Herr Abrahams, Isaaks und Jakobs, jetzt erkenne ich, wie blöde und kurzsichtig der Mensch ist, und wie das Unglück selbst zu seinem Frieden

dient! Du allein bist gerecht, und gütig und barmherzig! Sie trieben mich hinaus, und darum theilte ich nicht ihr Schicksal. Der Wind löschte meine Lampe aus, denn die Räuber hätten dann die Leuchte gesehen, und auch mich getödtet. Deiner Gnade danke ich, daß meine Gefährten verderbt wurden, denn ihr Geschrei hätte die Räuber gelockt. Gelobt sey dein Name immer für und für!"

15.

Die Stimmung des Gemüths zur Ertragung von Leiden, die aus unrechten Handlungen fließen.

„Mein Kind verachte die Zucht des Herrn nicht und murre nicht gegen seine Strafe. Denn wen der Herr lieb hat, den züchtigt er, gleich einem Vater, der seinen Sohn bessern will."

Nur wenige wandeln durchs Leben, ohne auf mancherlei und verschiedene Trübsale zu stoßen. Da geziemt es, mit Standhaftigkeit das Leiden zu tragen, und uns dem Willen des Höchsten zu unterwerfen, denn er züchtigt uns, wie ein Vater sein Kind. Nicht Schmerzen will er erregen, sondern bessern. So lehrt der königliche Weise Salomon (Sprüche Sal. III. 11. 12.) und

Rabbi Nahum bekräftigt seine Worte durch das eigne Beispiel unter den härtesten Leiden.

Man erzählt von diesem frommen Manne, der den Beinamen Gamzu, oder Auch Dies führte, weil er immer zu sagen pflegte: auch dies wird zu etwas Guten führen, daß er blind und lahm war. Er konnte nicht seine Hände brauchen, sein ganzer Körper war krank, und die Füße waren so voller Geschwüre, daß man sie in einem Becken voll Wasser halten mußte, um sie vor den Würmern zu schützen. Das Haus, worin er lebte, war so baufällig, daß seine Schüler fürchteten, es könnte über dem Haupte des Meisters zusammenstürzen. Sie wünschten ihn daher hinaus zu bringen. Er aber sprach: „Entfernt erst das Geräthe, dann mich, denn ich weiß gewiß, daß es nicht einfällt, so lange ich darin bin!" Sie thaten also. Kaum war er herausgetragen, als das Haus zusammenkrachte und ein völliger Schutthaufen wurde.

Da fragten ihn seine Schüler:

„Wenn du so ein guter Mann und werth bist, daß dich der Himmel selbst in seinen besondern Schutz nimmt, wie kommt es, daß du so viel dulden mußt?"

„Ich will euch etwas sagen, meine Kinder, erwiederte der fromme Lehrer. Einst ging ich meinen Schwiegervater zu besuchen und nahm als Geschenk drei Esel mit. Einer war mit man=

cherlei Gemüsen, der andere mit Wein, der dritte mit mancherlei Süßigkeiten beladen. Als ich nicht mehr fern vom Ziele meiner Reise war, näherte sich mir ein armer, elender, fast vor Hunger sterbender Mann.

„Meister, rief er, heile mich von meinen Leiden!"

„Warte, antwortete ich, bis ich meine Esel abgeladen habe!"

Es verging einige Zeit darüber, und kaum hatte ich meine Thiere entledigt, als der Arme todt zu meinen Füßen niedersank. Da begann mein Gewissen mir Vorwürfe zu machen. „Armer, elender Mann, sagte ich zu mir, ein wenig mehr Schnelligkeit von meiner Seite hätte dich wohl gerettet. Mein unbedachtsames Wesen tödtete dich!" Und ich warf mich über den Leichnam und rief: „O ihr Augen, die ihr auf das Elend dieses armen Mannes sehen konntet, aber nicht wolltet, möchtet ihr des Lichts des Tages beraubt werden! Ihr Hände, die ihr nicht zeitig Hülfe leisten wolltet, ach daß ihr nicht mehr den gewohnten Dienst leisten könntet! Ihr Füße, die ihr nicht schnell zu seinem Beistande eiltet, o daß ihr nimmer mehr den gewohnten Weg machtet! Möge auch der Körper, der nicht Mitleid mit dem Elend und Jammer dieses nun leblosen Mannes fühlte, die Leiden tragen, die er ihm nicht er-

leichtern wollte! und wie gesagt, so geschah es auch. Dies also ist die Ursache meiner Leiden.

Die Schüler waren durch solche traurige Erzählung sehr gerührt; aber noch mehr von des Meisters furchtbaren Qualen ergriffen, riefen sie aus: „Wehe uns, daß wir dich in so traurigem Zustande sehen!"

„Es wäre noch trauriger für mich, antwortete ihr heldenmüthiger Lehrer, wenn ihr mich nicht darin sehen könntet!"

Er wollte damit andeuten, daß er willig diese Leiden als eine Buße für seine frühern Sünden und mit der Hoffnung trüge, in der nächsten Welt die Glückseligkeit zu finden, welche dem Guten und Frommen aufbewahrt ist.

16.

Was nicht die Sanftmuth thun kann!

Es ging ein Mann mit einem andern eine Wette ein, daß er Rabbi Hillel zum Zorne reizen wolle. Und sie setzten hundert Seckel zum Gewinn. Um nun denselben davon zu tragen, ging er zum Hause Hillels, der damals nächst dem Könige der Vornehmste in Israel war, und rief daselbst mit grobem Ungestüm: „Wo ist Hillel? Wo ist Hillel?" ohne daß er dessen Namen etwas zugesetzt hätte. Hillel kleidete sich eben zum Sabbath an, und ohne die Unart des Fremden zu be-

achten, that er nur seinen Mantel um. Dann fragte er den Fremden: „Was ihm gefällig sey?"

„Ich wollte doch wissen", rief der Fremde, „warum die Termudier so böse Augen haben?"

„Weil sie in sandigen Gegenden leben, und der Sand ihnen in die Augen fliegt und sie entzündet!" belehrte ihn Hillel.

Der Mann aber sah, wie sanft und gutmüthig der Rabbi war und ging getäuscht hinweg. Doch entschloß er sich noch einen Versuch zu machen, ob er ihn zum Zorne bringen könnte, und rief aus: „Wo ist Hillel? Ich will mit Hillel sprechen?" Und wiederum fragte ihn dieser freundlich: „Was willst du jetzt?"

„Wissen will ich, warum die Afrikaner so breite Füße haben, antwortete jener.

„Weil sie auf weichem Boden wandeln!" war Hillels Antwort.

„Ich möchte dir wohl noch manche Frage vorlegen", sprach der Fremde, aber ich fürchte, du wirst böse werden!"

„Sey ohne Sorge", erwiederte der sanfte Lehrer Israels. „Frage du so viel du willst, und ich werde antworten, wenn ich kann."

Der Mann über Hillels nicht zu störende Gelassenheit erstaunt, war voller Furcht, sein Geld zu verlieren und glaubte, das einzige Mittel sey nur, ihm in's Antlitz Bitterkeiten zu sagen.

Mit dieser Absicht fragte er ihn: „Bist du Hillel, den man den ersten der Israeliten nennt?“

„Ich bin Hillel!“

„Nun, so gebe der Himmel, daß Israel Niemand mehr hervorbringe, der dir gleich sey!“

„Und warum denn?“

„Weil ich durch dich hundert Seckel verloren habe!“

„Dein Geld ist nicht ganz verloren“, tröstete ihn Hillel lächelnd, „denn es wird dir eine Lehre seyn, in Zukunft vorsichtiger zu werden, und keine so thörichte Wetten einzugehen. Auch ist es viel besser, daß du dein Geld verlierst, als daß Hilleln die Geduld verlassen hätte.“

17. Kindliche Ehrfurcht.

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott gibt!“

Wer die unzähligen Wohlthaten vergessen kann, welche ihm von seinen Eltern erwiesen werden, muß nichtswürdig und undankbar seyn, denn sie sind die Urheber seines Daseyns, die Stütze in seiner Jugend, die besten und treusten Freunde in der Noth und in den Trübsalen des männlichen Alters. Sie theilen unsere Freuden und er-

sparen die Hälfte unseres Kummers, unserer Sorge und tragen gern Mühen und Elend, um uns Freude und Glück zu schaffen. Wer sie nicht liebt, sündigt gegen die Gesetze der Natur, und wer ihnen nicht gehorcht, widerstrebt den Befehlen des Herrn offenbar.

„Wollt ihr dieß wissen?“ sprach der große Rabbi Elieser zu seinen Schülern, als sie ihn fragten, wie weit die Ehrfurcht gegen die Eltern gehen müsse; wollt ihr dieß wissen, so nehmt euch ein Beispiel an Damah, dem Sohn der Nethina. Seine Mutter war unglücklicher Weise nicht bei Sinnen und that ihm mancherlei Uebles an, und schlug ihn oft, wenn seine Freunde zugegen waren. Doch der gehorsame Sohn ließ kein böses Wort über seine Lippen kommen und er sagte nur bei solcher Gelegenheit: „Genug Mutter, laß es gut seyn, Mutter!“ Einst war einer der kostbarsten Steine verloren gegangen, der des hohen Priesters Kleid ziert. Die Priester aber wußten, daß der Sohn der Nethina einen solchen habe und gingen zu ihm, und boten ihm viel Geld dafür. Er war mit der dargebotenen Summe zufrieden und ging in sein Nebengemach, den Edelstein zu holen. Als er jedoch sah, daß sein Vater schlief, blieb sein Fuß auf der Schwelle des Zimmers, wo der Stein lag. Und ohne seinen Vater zu stören, kam er zurück, und sagte den Priestern, wie er den Gewinn müsse fahren

lassen, denn sein Vater schlafe. Die Sache war dringend und die Priester glaubten, er spräche blos so, um einen größern Preis zu erhalten. So boten sie noch mehr! „Nein", entgegnete aber der fromme Sohn, „ich möchte nicht auch nur einen Augenblick meines Vaters Ruhe stören und könnte ich alle Schätze der Welt gewinnen!" Da harreten die Priester, bis der Vater erwacht war, und Damah brachte ihnen den Stein. Sie wollten ihm geben, was sie zum zweitenmale geboten hatten. Der fromme Mann aber schlug es aus. „Ich will nicht die Freude, meine Pflicht gethan zu haben, verfeilschen!" sprach er, „gebt mir, was ihr zuerst botet, und ich will damit zufrieden seyn!" Sie thaten also und gaben ihm ihren Segen.

Damah war ein Heide und lebte in Ascalon. Wenn ein Heide so handelte, was müssen Wir thun, die durch die heiligsten, feierlichsten Gesetze dazu entboten werden.

18.

Die letzten Worte der Weisheit, oder: Rabbi Jo-ho-nan's Vermächtniß für seine Schüler.

„Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang."

Als Rabbi Jo-ho-nan, der Sohn Zachai's,

ein Mann von eben so viel Gelehrsamkeit, als frommen Herzen, krank war, kamen seine Schüler und besuchten ihn. Und sie fanden ihren ehrwürdigen Meister im Sterben; seine Augen waren voll Thränen. Nun aber hatten sie oft gehört, wie er über die Eitelkeit dieser Welt, die Unsterblichkeit der Seelen, die großen Belohnungen, welche der Guten und Frommen in einer andern Welt harren, zu sprechen pflegte, und darum wunderten sie sich sehr, daß sie ihn in Thränen sahen, als thue es ihm wehe, die Welt zu verlassen. So wagten sie es, ihn um die Ursache davon zu fragen. „Du Licht Israels, du Hauptpfeiler des Volkes, du Stärke des Gesetzes!" sprachen sie, „warum weinst du?"

„Denkt einmal", antwortete ihr frommer Meister, „ich müßte vor dem Richterstuhle eines großen Königs erscheinen, der doch aber immer nur Fleisch und Blut, heute allhier und morgen im Grabe wäre, dessen Zorn, wäre er noch so groß, nicht ewig seyn könnte, dessen Strafe, wäre sie noch so hart, nicht immer währete, der mich in der That zwar hier tödten, aber nicht des künftigen Lebens berauben könnte. Ja ich vermöchte ihn, mit Worten zu beschwichtigen, oder mit Geld und kostbaren Geschenken zu bestechen. Und dennoch würde ich zittern und in Furcht seyn und weinen. Jetzt aber soll ich vor die furchtbare Majestät des Königs aller Könige geführt werden, vor Gott,

den Heiligen und Gesegneten, der da ist und seyn wird immerdar! dessen gerechter Zorn ewig dauern kann, der mich zu immerwährender Buße verdammen kann, und sollte er mich zum Tode verurtheilen, ist es ein Tod ohne weitere Hoffnung! Auch kann ich ihn nicht mit Worten beschwichtigen, noch mit Geschenken bestechen. Und noch ist dies nicht Alles. Zwei Straßen liegen vor mir. Zu dem Paradies führt die eine, und zu der Hölle die andere. Auf welche ich gewiesen werde, weiß ich nicht. Hab ich nicht Ursache zu weinen?"

Die Schüler waren von der Frömmigkeit des Meisters und der Reinheit seines Lebens überzeugt, doch fühlten sie, wie wahr er sprach und baten um seinen letzten Segen. „Mögt ihr Gott fürchten", sprach er, „wie einer einen sterblichen König von Fleisch und Blut fürchtet!"

„Rabbi", riefen sie, „ist dies Alles, und sonst nichts?"

„O, daß es nur immer geschähe!" antwortete er. „Bedenket, meine Söhne, wie die Menschen wegen ihres Rufes zittern, so lange sie leben! Wenn Jemand einen Fehler beging, bemüht er sich nicht, ihn vor seinem Nächsten zu verbergen? Würde Jemand sich ein Verbrechen zu Schulden kommen lassen, falls er wüßte, daß es bekannt würde? Und was kann vor dem allsehenden Auge Gottes verborgen bleiben?"

19.
Der alte Gärtner und der Kaiser Hadrian.

„Vor einem grauen Haare sollst du aufstehen, und die Alten ehren und deinen Gott fürchten. Ich bin dein Herr!"

Der Kaiser Hadrian ging bei Tiberias in Galliläa vorüber, und sah hier einen alten Mann, der einen großen Graben auswarf, um Feigenbäume darein zu pflanzen.

„Hättest du den Morgen deines Lebens gut angewendet", rief ihm der Kaiser zu, „so dürftest du nicht jetzt am Abend deiner Tage so saure Arbeit verrichten!"

„Ich habe meine Jugendzeit wohl benutzt, antwortete der Mann. „Aber der Abend meines Lebens soll auch nicht unnütz hingehen. Gott überlasse ich, was er fürs Beste hält!"

„Wie alt magst du wohl seyn?" fragte der Kaiser.

„So ein Hundert Jahr!"

„Hundert Jahr? Wie? So alt bist du und pflanzest noch Bäume? Kannst du denn hoffen, noch die Früchte deiner Arbeit zu genießen?"

„Großer Kaiser", sprach der alte grauhaarige Mann, „ich hoffe es allerdings. Wenn Gott es erlaubt, könnte ich wohl noch die Frucht von

diesen Bäumen essen. Wo nicht, so laben sich meine Kinder daran. Haben nicht meine Väter Bäume für mich gepflanzt und soll ich nicht auch dasselbe für meine Kinder thun?"

Dem Kaiser gefiel des ehrlichen Greises Gegenrede. „Nun Alter", sagte er, solltest du es noch erleben, daß du von diesen Bäumen Früchte siehst, so laß es mir kund thun. Hast du es gehört?"

Mit diesen Worten verließ er ihn. Der alte Mann aber lebte lange genug, die Früchte seines Fleißes zu sehen. Die Bäume blühten und trugen herrliche Feigen. Als sie vollkommen reif waren, nahm er die schönsten derselben, that sie in ein Körbchen und wanderte nach dem Orte, wo sich der Kaiser aufhielt. Hadrian aber sah gerade aus einem Fenster seines Palastes, und als er einen vor Alter gebeugten Mann mit einem Korbe auf dem Rücken am Schloßthor sah, befahl er, ihn gleich herein in das Zimmer zu führen.

„Was bringst du, Alter?" rief er ihm entgegen.

„Möge es dem Kaiser, meinem Herrn, sich daran zu erinnern, gefallen", erwiederte dieser, „wie er einst einen sehr alten Mann Bäume pflanzen sah, und von ihm verlangte, sich zu zeigen, falls er noch Früchte davon erndten würde. Ich bin dieser alte Mann und hier sind die Früchte dieser Bäume. Nimm sie gnädig als ein demüthiges

Zeichen der Dankbarkeit für deine große Herablassung an."

Hadrian freute sich, so ein außerordentliches Beispiel von Lebensdauer zu sehen, die doch noch mit dem völligen Genuße der Seelenkräfte und achtbarer körperlicher Thätigkeit verknüpft war. Er ließ den alten Mann niedersetzen, das Körbchen von den Früchten ausleeren und es ihm, mit Gold gefüllt, als ein Geschenk zurückgeben. Einige Hofleute waren Zeugen des ungewöhnlichen Auftritts und riefen aus: „Es ist unmöglich, daß unser großer Kaiser so viel Ehre einem verächtlichen Juden anthue!"

Warum sollte ich den nicht ehren, den Gott so geehrt hat!" erwiederte ihnen Hadrian. „Sehet sein Alter an und ahmt seinem Beispiele nach!"

Und damit entließ der Kaiser den Greis höchst gnädig, welcher hoch erstaunt und vergnügt nach Hause wanderte.

20. Umstände verändern die Sache.

(Fortsetzung der vorigen Erzählung.)

Als der Greis nach Hause kam, und das Geschenk zeigte, das er empfangen hatte, erstaunte alles Volk. Unter den Nachbarn aber, welche die Neugier in sein Haus gelockt hatte, war ein einfältiges, geiziges Weib. Kaum sah dasselbe solch großen Schatz, den er für so wenige Feigen erhal-

len hatte, als ihm in den Sinn kam, der Kaiser müsse wohl gern solche Früchte essen. Eilig lief deßhalb das Weib nach Hause, und keifte mit ihrem Manne und rief: „Du Sohn des Elends, was träumst du hier so? Hörst du nicht, daß der Kaiser so gern die Feigen hat? Gehe und trage deren hin, daß du so reich wirst, wie dein Nachbar!“

Der thörichte Mann war nicht vermögend, dem Schelten seines Weibes Widerstand zu leisten, und füllte einen großen Sack mit Feigen an, den nahm er auf seine Schultern Nach vieler Anstrengung aber kam er vor das Thor des Palastes und verlangte, vor den Kaiser gelassen zu werden. Und als sie ihn fragten, was er denn wolle? antwortete er: daß er gehört habe, wie der mächtige Kaiser gern Feigen esse; so habe er ihm einen Sack voll mitgebracht und hoffe auf eine große Belohnung. Das berichtete der Kämmerer seinem Herrn. Der Kaiser aber konnte sich nicht enthalten, über die Thorheit und die Anmaßung des Mannes zu lächeln, und sprach: „so laßt dem Narren seine Belohnung hinnehmen. Befehlt ihm zu bleiben, wo er ist, und jeder, der durchs Thor des Palastes kommt, nehme eine seiner Feigen, und werfe sie ihm ins Gesicht, bis sie verbraucht sind; dann laßt ihn gehen.“

Und es geschah also, der arme Mann ward gehöhnt, verspottet, mit den saftigen Feigen ge=

worfen, und statt Gold noch zu wünschen, harrte er nur, den Boden seines Sackes zu sehen. Aber erst nach langer Geduld und großer Plage ward dieser Wunsch erreicht, und ihm, als der Sack geleert war, zu gehen erlaubt. Traurig und kummervoll schlich er nach Hause.

Sein Weib hoffte indessen und berechnete, wie sie den erwarteten Schatz anlegen und wie viel feine Hauben, Röcke und Kleider sie kaufen könne, und freute sich schon im Geiste, wie schön sie seyn würde, wie alle Nachbarinnen staunen müßten, daß sie so in Gold und Silber erscheine. Ungeduldig wartete sie daher seiner Rückkehr. Als er nun kam und sie sah seinen Sack leer, meinte sie, daß er die Taschen mindestens voll Gold habe. Und ohne ihn nach gewöhnlicher Weise mit einem Gruße zu bewillkommen, und ihm kaum gestattend, daß er Athem hole, fragte sie schnell: welch ein Schatz ihm zu Theil geworden sey?

„So habe doch Geduld, du böses, elendes Weib!“ rief der zornige Ehemann. „Habe Geduld! Ich will dir Alles erzählen. Großes Glück und vieles Glück habe ich gehabt. Ein großes Glück war es für mich, daß ich zu dem Kaiser Feigen und keine Pfirsiche trug, denn sonst hätten sie mich vielleicht gesteinigt. Und viel Glück war es für mich, daß die Feigen reif waren, weil ich sonst meinen Kopf nicht wieder heim gebracht hätte!“

21.

Ehrlichkeit darf unter keinen Umständen verletzt werden.

„Wer seinem Vater oder Mutter etwas nimmt und spricht: Es ist keine Sünde, der ist des Verderbens Geselle!"

Es gibt keine der Sittlichkeit nachtheiligere Meinung, keine, die so furchtbar an nachtheiligen Folgen ist, als die, welche für Rechtlichkeit und Ehrlichkeit verschiedene Abstufungen hat. Laster bleibt Laster, es mag Freund oder Feind das Opfer davon seyn. Durch den Kreis, in welchen es sich bewegt, wird es nicht verändert. Die ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit lassen sich durch kein Zusammentreffen einzelner Umstände erschüttern. Und doch glauben manche, sonderbar genug, sich das Eigenthum ihrer Verwandten anmaßen zu dürfen, ohne daß diese vorher dazu einwilligen. Andere glauben, man könne gegen solche Betrug üben, welche uns betrogen und beeinträchtiget haben. Noch andere bilden sich ein, daß diese Dinge uns nur in Bezug auf unsere Glaubensgenossen versagt seyen, daß solcher Unterschied eben so thöricht, als falsch ist, bleibt eben so gewiß, als daß die Schrift keinen solchen Unterschied der Art macht. Die wichtigsten Gesetze über diesen Gegenstand drücken sich allgemein

aus und ohne die mindeste Ausnahme zu machen. Du sollst nicht stehlen, heißt es; du sollst nicht falsch Zeugniß reden gegen deinen Nächsten. Du sollst nicht ungleich handeln mit der Elle, mit Gewicht und Maaß. Gleiche Wage, gleiches Gewicht, gleiches Maaß und gleichen Scheffel sollst du haben! So lauten diese und ähnliche Befehle gleich verbietend. Sie verpflichten zu allen Zeiten, an allen Orten und gegen Alle. Und wenn das Gesetz sich zu einzelnen Dingen herabläßt, dann nennt es gerade die Verhältnisse, unter welchen wir uns solcher Verpflichtung frei erachten möchten. Du sollst den Fremden nicht drücken! d. h. den Mann, dem du durch keine besondern Bande oder Umstände zugethan bist. Wir dürfen, wie die alten Weisen es erklären, dieser Weisung zufolge, auch nicht durch Worte den Fremden drücken und behelligen.

Und Israels Weise lehrten nicht blos also, sondern übten auch diese strenge Gerechtigkeit, wie das folgende Beispiel zeigt.

Ein Ismaelit verkaufte dem Rabbi Simon ein Kameel und die Schüler des letztern führten es nach Haus. Als sie aber den Sattel abnahmen, fanden sie ein diamantenes Halsband, das unter ihm lag.

„Rabbi, Rabbi!“ riefen sie: „der Segen Gottes macht reich!

Sie wollten damit andeuten, daß es Gott gegeben habe.

„Tragt die Diamanten dem Manne hin, von welchem ich das Thier kaufte!“ sprach aber der Rabbi. Er verkaufte nur das Thier, jedoch nicht kostbare Steine!“

Die Diamanten wurden dem zufolge zu nicht geringem Erstaunen des Eigenthümers zurückgegeben, aber der Rabbi hatte die schätzbarsttn erhalten: Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit.

22.

Wahrheit und Aufrichtigkeit dürfen nicht der Höflichkeit geopfert werden.

Es traf sich, daß Rabbi Saphra mit seinen Schülern spazieren gieng. Und als sie dahin wanderten, begegneten sie unfern der Stadt einem Manne, der, vermeineud, daß ihm der Rabbi absichtlich entgegen gegangen sey, ihm für solche Höflichkeit dankte.

„Thue das nicht!“ sprach da Saphra. „Ich komme blos, um spazieren zu gehen.“

Da war der Mann verlegen, und schämte sich etwas. Die Schüler aber, welche das gehört hatten, fragten ihren Meister, warum er denn so handle?

„Wollt ihr, daß ich mich einer Unwahrheit schuldig mache?" entgegnete der fromme Rabbi.

„Nein," sprachen seine Schüler. „Aber du konntest ja schweigen!"

„Meine Söhne! belehrte sie der fromme Mann, „es schickt sich nicht für einen Mann aus Israel, sich ein Verdienst anzumaßen, das ihm nicht zukommt, noch seinem Nachbar durch Worte oder durch Schweigen eine falsche Meinung beizubringen!"

23. Die Thorheit des Götzendienstes.

Terah, der Vater Abrahams, erzählt die Sage, war nicht nur ein Götzendiener, sondern auch ein Bildner von Götzenbildern, welche er zum öftern Gebrauche auszustellen pflegte. Eines Tages mußte er aus dem Hause gehen, und befahl Abraham, statt seiner Acht zu haben, welchem dieser, obschon ungern, gehorchte.

„Was kostet der Götze?" fragte ein alter Mann, der gerade in die Werkstätte kam, und auf ein Bild zeigte, das ihm wohlgefiel.

„Darf ich fragen, Greis, wie alt du bist?" erwiederte ihm Abraham ausweichend.

„Achtzig Jahre!" rief Abraham. „Und du willst ein Bild anbeten, das von meines Vaters Knechten in den letzten vierundzwanzig Stunden gemacht wurde? Sonderbar! Ein Mann von acht-

zig Jahren will sein graues Haupt vor dem Gebilde eines Tages beugen!"

Der Mann schämte sich aber und gieng hinweg. Bald nachher kam ein ernstes, vornehmes Weib, und trug eine große, mit Blumen geschmückte Schüssel mit Speisen. „Hier" sagte sie, habe ich den Göttern eine Gabe gebracht. Setze sie ihnen vor, Abraham, und bitte sie, daß sie mir gnädig seyen!"

„Setze sie ihnen nur selbst vor, thörichtes Weib!" eiferte Abraham. „Du wirst bald sehen, wie gern sie die Speise verschlingen werden!"

Und sie that so, Abraham aber nahm in dieser Zeit einen Hammer und schlug die Götzenbilder in Stücke, das größte ausgenommen, dem er das zerstörende Werkzeug in die Hände gab.

Als nun Terah wieder heim kam, sah er zu seinem größten Erstaunen und Schrecken den Schaden, der unter seinen Götzenbildern angerichtet war.

„Was heißt das, Abraham? Welcher gottlose Wicht hat es gewagt, so unsere Götter in solcher Weise zu behandeln?" rief er thörichter Weise aufgebracht.

„Warum sollte ich meinem Vater etwas verbergen? antwortete der fromme Sohn. „Während deiner Abwesenheit kam ein Weib mit dem Geschenke für die Götter, welches dort noch steht.

Sie setzte es ihnen vor. Die jüngern Götter, welche, wie du dir leicht vorstellen kannst, seit langer Zeit keine Speise gekostet haben mögen, streckten geschwind die Hände darnach aus und fingen an zu essen, bevor das alte Götzenbild die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Erzürnt über ihre Kühnheit stand es auf, nahm den Hammer, und strafte sie für den Mangel an Achtung!"

„Willst du meiner spotten? Willst du den betagten Vater hintergehen?" fragte Terah im heftigen Tone. „Weiß ich etwa nicht, daß sie weder essen, noch gehen, noch sich bewegen können?"

„Und doch," bemerkte ihm Abraham, „zollst du ihnen göttliche Ehre, betest sie an und wolltest, daß ich zu ihnen betete?"

Doch umsonst redete Abraham also zu seinem abgöttischen Vater. Der Aberglaube ist beides, taub und blind. Der unnatürliche Vater überlieferte ihn dem Gerichte des eben so abgöttischen Nimrod. Doch ein gnädigerer Vater — der barmherzige und gütige Vater von uns Allen — schützte Abraham gegen die drohende Gefahr und er ward der Stammvater der Gläubigen.

Als Abraham vor Nimrod geführt war, drang der Tyrann in ihn, das Feuer anzubeten.

„Großer König, sprach da der Vater der Gerechten, wäre es nicht besser, das Wasser

anzubeten? Es ist ja mächtiger, denn das Feuer, indem es die Macht hat, dieses zu löschen?"

„So bete das Wasser an!" rief Nimrod.

„Und doch dünket mir", redete Abraham ferner, „es müsse vernünftiger seyn, zu den Wolken zu beten, denn sie führen das Wasser in ihrem Schoos und lassen es auf die Erde träufeln!"

„Wohlan!" befahl Nimrod aufs Neue, „so flehe zu den Wolken; weil sie, wie du meinst, größere Macht haben!"

„Nicht doch", fuhr Abraham fort. „Wenn die Macht es ist, wegen welcher wir ein Ding anflehen sollen, so gebührt dem Winde der Vorzug, denn er treibt durch seine größere Gewalt die Wolken auseinander, und jagt sie vor sich her!"

„Mit diesem Geschwätze werden wir nie zu Ende kommen", rief Nimrod! „So verehre denn den Wind, und ich will deine erstern Schmähungen vergessen!"

„Zürne nicht großer König!" bat Abraham. „Ich kann nicht das Feuer, und nicht das Wasser, nicht die Wolken, und nicht den Wind, noch ferner eines der Dinge anbeten, die du Götter nennst. Denn alle Macht, die sie haben, haben sie von einem Wesen, welches das mächtigste und lauter Gnade und Liebe ist. Den Schöpfer Himmels und der Erde — ihn allein will ich anbeten!"

„Wohlan!" schrie der Tyrann, da du dich weigerst, das Feuer anzubeten, so sollst du bald seine mächtige Kraft fühlen!"

Und er befahl: Abraham in einen feurigen Ofen zu werfen. Doch Gott rettete ihn aus den verzehrenden Flammen und machte ihn zu einer Quelle des Heiles für viele Völker.

24. Der Fuchs im Garten.

„Es ist eine böse Plage, die ich sah unter der Sonne; Reichthum behalten zum Schaden des, der ihn besitzt, und ihn verlieren durch bösen Gebrauch. Der Reiche erzeugt einen Sohn, und es bleibt nichts für ihn. Er kehrt zurück, von wannen er kam, nackt und bloß, wie er aus seiner Mutter Schooß kam, ohne daß er etwas für alle seine Arbeit hat, das er in seiner Hand mit von hinnen nehmen könnte!"

Diese Lehre, welche der königliche Weise (Pred. Sal. V, 10—14.) als Frucht der eignen Erfahrung mittheilt, erläuterte der gelehrte Rabbi Geneva durch folgendes Gleichniß;

Der Fuchs kam einst einem Obstgarten nahe und sah von Aussen die hohen Bäume mit Früchten beladen, und freute sich sehr, wenn er dachte, wie wohl ihm diese schmecken würden. Allein

eine hohe Mauer hinderte ihn, hineinzukommen. Er suchte lange nach einer Oeffnung, und als er eine fand, war sie für seinen Leib zu enge. Er ersann sich daher nach seiner Gewohnheit eine List uud fastete drei Tage lang, und war dann mager genug, hindurch zu kriechen. In vollem Maaße speiste er nun von den Früchten. Doch als er gesättigt war, fiel es ihm bei, wie er wohl könne gesehen werden, und daß er dann für seinen Raub mit dem Leben büßen müsse. Er gieng daher wieder nach dem Eingange und versuchte, aus dem Garten zu entfliehen, doch zu seinem Schrecken sah er, daß dieß unmöglich war, denn er hatte wieder gewaltig zugenommen. „Ich bin in großer Noth", sprach er da zu sich selbst. „So der Herr dieses Gartens käme, und sähe mich und forderte Rechnung von mir, was würde aus mir? Seh ich doch, daß Fasten allein mich wieder herausbringen kann!" Und mit großen Widerwillen that er also drei Tage lang, und entkam dann aus dem Garten, und rief, als er entronnen war: „Wie bist du so schön, o Garten, und wie sind deine Früchte so lieblich und süß! Doch was nützest du mir? Was habe ich für alle Mühe und List mit herausgenommen?"

Der Mensch kommt nackend auf die Welt — nackend muß er sie verlassen, und nichts nimmt er für seine Mühe und Arbeit von hinnen, als die Früchte — seiner Redlichkeit!

25. Alexander und die Königin.

„Hüte dich, daß du nicht erwirbst, was dir das bereits Erworbene raubt."

„Fahre nicht bald heraus zu zanken, denn du weißt nicht, was du am Ende thun sollst, wenn dich dein Nachbar beschämt."

Alexander der Mazedonier, dessen wahnsinniger Ehrgeiz keine Gränzen kannte, dessen Herrschsucht durch Ströme von Menschenblut gestillt wurde, hatte zahllose Völker unterjocht, die schönsten Theile der Erde verwüstet, die Länder mit Jammer erfüllt und doch war er noch bei weitem nicht mit seiner Herrschaft zufrieden. Noch immer seufzte er nach Eroberungen und war ohne Ruhe, ehrgeizig, wie je.

Als er nun aus Indien zurückkam, nahm er sich's vor, in das Innere von Afrika zu dringen. Er theilte aber seinen Plan einigen hebräischen Weisen mit, die gerade in seinem Lager waren.

„Du kannst nicht dahin gehen", sprachen sie. „Es sind dort unzugängliche Berge dazwischen, dürr und unfruchtbar und nicht zu besteigen!"

„Ich frage nicht darnach, ob eine Sache möglich sey oder nicht!" versetzte der trotzige König. „Ihr wißt, wie ich alle Schwierigkeiten zu

besiegen gewohnt bin; mein Wunsch ist, nur die Richtung zu erfahren!"

„So nimm, riethen die Weisen, einige lybische Esel, die im Finstern zu wandeln gweohnt sind, binde sie mit fügsamen Stricken zusammen und nimm die Enden davon in deine Hand, dann treib sie und gehe und folge ihnen."

Alexander that, wie sie gerathen hatten, und trat den Weg an. Als sie nun durch dürre Wüsten und unfruchtbare Gegenden gezogen waren, kamen sie endlich in ein fruchtbares Land, das vornehmlich von Weibern b wohnt und beherrscht wurde. Alexander war schon im Begriffe, die Hauptstadt zu stürmen, als ein Weib, durch ihre erhabene Gestalt und edle Haltung vor ihren Gefährtinnen ausgezeichnet, ihm kühn entgegen kam. Sie grüßte ehrfurchtsvoll den König und fragte ihn: was ihn in ihr fernes Land geführt haben möchte.

„Ich bin gekommen, zu kämpfen und zu siegen!" antwortete der Stolze.

„Großer König", erwiederte die kluge Heldin.

„Wie? Du willst mit Weibern kämpfen? Sind denn alle Männer todt, daß du deine Tapferkeit gegen Weiber bewähren willst? Glaube mir, uns zu besiegen ist leichter gedacht, als ausgeführt. Auch geziemt es ja wohl einem weisen Manne, die Folgen einer Unternehmung eher zu bedenken, als er davon geht. Jetzt denke, daß

du uns besiegst. Wird es dir Ehre bringen? Wird nicht nachher stets gesagt werden: der mächtige Alexander hat einige hülflose Weiber getödtet? Doch sollte das Glück gegen dich entscheiden, und sollten wir den Sieg davon tragen: mit welcher Schande, welchem Spott wird dann dein Ruhm befleckt werden: Wird man nicht alsdann sagen: der große König, der Besieger der Welt, ist zuletzt von einigen Weibern erbärmlich geschlagen und besiegt worden? So laß uns im ungestörten Besitze unsers Landes und kehre deine mächtigen Waffen gegen deiner würdigere Feinde."

Alexander war von ihrer Unerschrockenheit und noch mehr von den richtigen Bemerkungen überrascht. Er bat blos um die Erlaubniß, an den Thoren der Hauptstadt eine Inschrift einhauen zu dürfen:

„Ich Alexander der Thörichte, hatte so viele Völker besiegt, bis ich endlich in dieses Land kam und Weisheit von Frauen lernte!"

26. Das Gastmahl.

Ein König lud alle seine Diener zu einem Gastmahle, ohne ihnen jedoch genau die Zeit, wann es seyn sollte, zu bestimmen. Einige der Diener aber waren weise, und andere thörichte Männer. Und die Weisen sprachen zu sich selbst: Der Herr hat zwar nicht geboten, wann wir an

seinem Tische erscheinen sollen. Aber im Hause eines Königs ist an nichts Mangel. Das Fest kann jeden Augenblick bereitet seyn und wir können gerufen werden. Darum giengen sie, sich zu baden und zu salben und ihre besten Kleider anzulegen, und warteten am Thore vor des Königs Palaste. Die Thörichten aber sagten untereinander: Ist auch ein Gastmahl ohne Zurüstung? Nun schaut man doch noch keine Köche, kein Tischtuch ist ausgebreitet, noch eine Tafel geordnet. Laßt uns an unsere Arbeit gehen. Wenn die Vorbereitungen zum Feste beginnen, wird es noch Zeit seyn, uns zu baden, zu salben und Feierkleider anzulegen. Und sie gingen an ihr Tagewerk; der Schmidt zu seinem Heerde: der Tüncher zu seinem Kalke, der Töpfer zu seiner Scheibe. Da verkündete plötzlich der Herold des Königs, daß das Mahl bereitet sey, und die Gäste ohne Säumen kommen sollten. Die weisen Diener erschienen sogleich in reinen Kleidern, schön geschmückt; die thörichten aber in schmutzigen Gewändern voller Häßlichkeit. Und es freute sich der König über jene und eiferte gegen diese. „Setzet Euch, sprach er, ihr, die ihr Euch zum Feste bereitet habt. Setzet Euch, und seyd fröhlich. Ihr aber, die ihr meine Einladung nicht beachtetet, stehet von fern und schauet zu.“

Der König aber ist der König aller Könige, der Herr, dessen Name sey gelobt immerdar. Die

weisen Diener sind die Guten und Frommen, die thörichten die Gottlosen und Ungerechten. Ihre Kleider bedeuten ihre Gedanken und Handlungen und das Gastmahl ist die ewige Seligkeit. Zu diesem Mahle sind wir alle geladen; alle mögen wir da fröhlich seyn, wenn wir so bereitet erscheinen, wie es sich gebührt. Doch die Stunde, wenn wir dazu gerufen werden, ist unbestimmt. Immer müssen wir bereitet seyn, daß unsere Seele vor dem Könige des Himmels fleckenlos im weißen Kleide und mit den nie verwelkenden Blumen der Wahrheit und Tugend erscheine.

27. Wohlthun trägt oft reichliche Zinsen.

Rabbi Elieser, Rabbi Joshua und Rabbi Akkiba wanderten alle Jahre im Lande Israels herum, um Geld für die Armen zu sammeln. Niemand aber gab ihnen reichlicher und mit freundlicherer Miene, als Aben, Judan, der ein gar wohlhabender Mann war. Doch das Glück ist nimmer beständig. Ein Hagelwetter zerschlug seine Saaten, eine Seuche tödtete ihm die Heerden der Schafe und Rinder, und Aecker und Weinberge wurden von den Schuldnern genommen. Nur ein kleines Feld blieb ihm, und solch schneller Wechsel des Glücks, hätte wohl das Herz manches Andern gebeugt. Doch Aben=Judan baute auf den Herrn und trug sein Geschick, denn

sprach er, „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Gelobt sey sein Name ewiglich!" Er baute fleißig seinen Acker und war fröhlich und vergnügt. Aber als ein Jahr um war, saß er eines Abends vor der Thüre seiner kleinen Hütte und sah von fern die Rabbi's kommen. Da gedachte er des frühern Reichthums und zum erstenmale fühlte er die Fesseln der Armuth. „Was war Aben=Judan, seufzte er, und was ist er jetzt!" Traurig und kummervoll begab er sich in einen Winkel seiner Hütte und als ihn sein Weib sah, sprach sie zärtlich zu ihm: „Was fehlet dir, mein Geliebter? Bist du nicht wohl? So sage mirs, daß ich dir helfen kann!" — "Ach, daß es in deiner Macht stände!" klagte Aben=Judan. Aber der Herr allein kann die Wunden heilen, welche er geschlagen hat! Gedenkst du noch der Tage unsers Glücks, wo unser Korn den Hungrigen sättigte, unsere Heerde den Nackten kleidete und unser Oel und Wein den Betrübten erquickte? Die Waisen kamen zu uns und segneten uns, und das Herz der Wittwe sang vor Freuden! Damals schmeckten wir die Wonne des Himmels. Doch jetzt können wir nicht dem Vaterlosen helfen und den Armen spenden, denn wir selbst sind arm und elend. Siehst du nicht die Männer kommen, welche Almosen sammeln? Sie werden anklopfen und was sollen wir dann geben?

„Jammere nicht, theurer Gatte!“ tröstete ihn das Weib. „Wir haben noch ein schön Stück Feld. So laß uns die Hälfte desselben verkaufen und den Erlös zum Besten der Armen geben!“

Da erglänzte das Antlitz des Mannes vor Freuden und er that also; und als die Rabbi's kamen, reichte er ihnen das Geld dar. Sie nahmen es und sprachen beim Scheiden: „Möge der Herr dir wieder seinen Segen geben!“ Aben-Judan aber ward wieder fröhlich und arbeitete und ackerte sein kleines Feld. Und als er eines Tages hinter dem Pfluge wandelte, fiel sein Ochse mit dem Fuße in eine Tiefe und konnte nicht heraus. Da half er ihm nach allen Kräften und sahe es in der Tiefe unter dem Thiere glänzen, wie Gold, Silber und Edelgestein. Das machte ihn aufmerksam, und er grub tiefer und fand zu seiner großen Freude einen reichen Schatz, den trug er in seine Hütte, um ein großes Haus und Acker und Heerden zu kaufen, wie er sie gehabt hatte, und noch mehr dazu. Doch auch den Armen vergaß er nicht und ward wieder ein Vater der Waisen und ein Tröster der Unglücklichen. Wie aber die Zeit kam, wo die Rabbi's Almosen sammelten, fanden sie Aben-Judan nicht in seiner Hütte, und fragten nach ihm im Dorfe: wo er sey? was er mache? Da riefen alle Armen fröhlich und wohlgemuth: „Aben-Ju-

dan? der gute und gerechte Aben-Judan. Schaut ihr die Schafe und Rinder dort? Sie gehören Aben-Judan. Seht ihr diese wogenden Saaten und Gärten und jene Weinberge? diese Häuser? Sie gehören Aben-Judan. Wer ist reich gleich ihm, und gütig und barmherzig wie er!" Da kam Aben-Judan des Weges und die Rabbi's grüßten ihn und fragten, was er mache. „Euer Gebet hat reiche Frucht getragen!" antwortete er und führte sie nach seinem Hause, wo er ihnen eine große Gabe für die Armen reichte. Sie aber zeigten ihm das Buch, in welchem die Gaben im vorigen Jahre verzeichnet waren, und die Seinige stand oben an: „denn, sprachen sie, du warest dem Manne gleich, von welchem Salomo sagt: Ein Mensch giebt über seine Habe hinaus, und dies bringt ihn vor die Großen."

(Sprüche Salom. XIII, 16.)

Historien rc. von Hans Sachs.

29. Das Jubelfest in Nürnberg.

Eines Tages, als ich nach Nürnberg gehen wollte, um mir für etliche Pfennige Werthes was einzukaufen, da war ich, gerade um die Vesperzeit, etwa noch einen Steinwurf weit von der Stadt entfernt, und hörte mit allen Glocken läuten. Ich dachte bei mir: „Was mag wohl die Bedeutung von solchem feierlichen Ton seyn,

und welches Fest wird wohl in Nürnberg so hoch begangen?"

Und als ich in die Stadt hineinkam, und an St. Laurentius Pfarrkirche gelangte, da hörte ich innen die Orgel schlagen, und mit lauter und freudiger Stimme: Te Deum laudamus, singen. Ich trat hinein, zu schauen, was da vorgehe, und fand Herren und Frauen in den Kirchstühlen sitzen, und alle beteten, und die Augen glänzten ihnen, als wollten sie ihnen schier vor Wonne übergehen.

Als ich wieder aus der Kirche herausging, und wollte am Markte einkaufen, da sah ich, wie das Volk aus allen Gassen zusammenkam, und haufenweise gegen die Veste strömte, so daß ich mich nicht enthalten konnte, der Menge nachzufolgen. Kaum war ich den Berg ein wenig hinaufgestiegen, da sah ich eine unzählige Menge von Menschen an einander gedrängt, alle Häuser steckten voll, und ein Getöse war, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Ich drängte mich mit großer Mühe durch den dichten Haufen, und nachdem ich oft und vielmals hin und hergestoßen worden war, kam ich endlich auf die Höhe, und sah wie alle Zinnen am Schloße mit Geschütz ausgerüstet waren; viel Büchsenmeister sah ich aus den Thürmen und Schießlöchern und von den Zinnen gucken, und auf dem Vorhofe war gar künstlich von Holz ein hohes Schloß aufgerichtet, auf dem stand ein Hauptmann mit rothem Bart, neben ihm zehn kleine Türken,

und eine türkische Fahne war auf der Zinne aufgepflanzt; aber aus einem Thurme sah ich eine große kaiserliche Fahne wehen, die gewaltig hin und wieder geschwenkt wurde. Da dachte ich bei mir: „Ich will doch gern sehen, was aus dem all' werden wird?"

Als ich so dachte, fingen einige Trompeter zu blasen an, und alsbald schossen alle Büchsenmeister ihr Geschütz ab, und es ward ein so entsetzliches Getöse, als ob der Donner einschlüge, dermaßen, daß der Erdboden zu wackeln anfing. Sieben Steinbüchsen, hundert Hacken und vierzehn Schlangen wurden rings um die Stadt und die Veste abgeschossen, und die obgemeldten kleinen Türken wurden aus Pöllern in die Luft geworfen, daß sie mit schwarzem Rauch wie Wolken hinauf fuhren, und wieder herab unter das Volk fielen. Da warfen sich die bösen Buben über selbe her, und rissen sie mit großem Geschrei hin und her, so daß die Leute gar sehr darüber lachten; ich aber wußte noch immer nicht, was das bedeuten solle.

Ueber ein Kurzes fingen die Trompeter wieder an zu blasen, und abermals erscholl ein solches Schießen, wie das erstemal; und als selbes zum drittenmal geschehen war, zündete man erst das Feuerwerk an, auf welchem der Mann mit dem rothen Barte stand, und da begann ein Schießen aus Röhren, bei sechzehnhundert große

und kleine Schüsse, erst 2, dann 3, dann 7 und dann 8. Das Piff, Paff, Puff ging so lustig fort, daß der Boden zitterte, und das Feuer schoß höher in die Lüfte, als ein Sturm. Als das nun alles verschossen war, zündete man das künstlich gemachte Schloß an, das brannte wie lauter Stroh, und das junge Volk jubelte, und war froh, als der große türkische Hauptmann im lustigen Feuer verbrannte, und sein rother Bart gen Himmel flog.

Ich stand noch immer da, und war ganz vernarrt über dieß wundersame Spectakel: da sah ich einen ehrwürdigen Greis mit eisgrauem Scheitel neben mir stehen, und trat ihn mit folgenden Worten an:

„Seyd doch so gut ehrbarer Herr und unterrichtet mich, warum heut hier ein so prächtiges Fest gefeiert wird?"

Und der Alte wandte sich gar freundlich zu mir, und entgegnete: „Ein ehrenfester Rath der Stadt Nürnberg hat solches Freudenfeuer zu Ehren Sr. Majestät Kaiser Karl V. unsers allergnädigsten Herrn abgebrannt, weil er kürzlich im Kriege mit dem Hauptmanne Barbarossa einen glückseligen Sieg erfochten hat. Diesem ist die kaiserliche Majestät in eigner Person nach Afrika nachgereiset, mit 44,000 Mann zu Roß und zu Fuß, und mit Wehr und Harnisch ausgerüstet. Am 21. Juni ist er mit mehr als 500 Schif-

sen in Afrika gelandet, an dem Orte, wo vor vielen hundert Jahren die Stadt Karthago gestanden ist; da nahm er etliche Thore und Basteien ein, und kam am 20. Juli bis auf 8 wälsche Meilen von der Hauptstadt, woselbst er eine tapfere Feldschlacht mit Barbarossa schlug, der ihm mit großer Macht von anderthalb hundert tausend Mann entgegen kam, doch bald im Angriff wieder entrinnen mußte. Und als der Kaiser vorrückte, und bei der Hauptstadt Tunis ankam, da ward sogleich das Schloß eingenommen, und dann auch die Stadt, welche von den Soldaten rein ausgeplündert worden ist. Der Kaiser fand in dem Schloße einen großen Schatz von allerhand Kleinodien, und sehr viel Geschütz und Kriegsrüstung, die er auf die glorreich eroberten Kriegsschiffe bringen ließ; auch hat Se. Majestät 20,000 gefangene Christen aus harter Sclaverei erlöst, viele Ungläubige zum Glauben gebracht, und durch seine Kriegsmacht den alten König wieder eingesetzt, worauf er als ein siegreicher Held wieder in Neapolis angelangt ist. Deshalb ist solcher Jubel, Triumphiren und Frohlocken in Nürnberg bei Jung und Alt. Herzog Heinrich von Gottes Gnaden von Freiburg, mit seiner Herzogin, dem Adel und den Frauenzimmern schaut auch dort vom Söller zu, und freut sich mit der ganzen Stadt über den mächtigen Kaiser Carolus den sieghaften Kriegshelden, der uns wohl Hoff=

nung macht, daß er noch den blutdürstigen Türken austilgen werde, und dadurch immer mehr vergrößern und verherrlichen das heilige Reich und den römischen Kaiserthron."

30. Des Krieges Bild.

Als man zählte im Jahre nach Christi Geburt 1546 den 11. des Monats Juni, da verbreitete sich überall die Sage, der Kaiser sey in Kriegsrüstung, doch wisse keiner woher und wohin. Das gemeine Volk war darüber erfreut, auch manche vornehme und tapfere Herren konnten es kaum erwarten, bis der Streit angehen werde, und ich gedachte in meinem Sinne: „Das ist doch ein seltsam Ding, daß alles mit großem Frohlocken des Krieges gedenkt, über den ich doch so sehr erschrocken bin, weil man wohl mit Recht ihn einen unerschöpflichen Brunn alles Unglücks nennt."

Als ich nun eines Abends lange über den Krieg nachgesonnen hatte und endlich entschlief, da erschien mir im Traume unter einer schönen grünen Linde ein wohlgewaffneter großer und starker Mann; der hatte auf seinem Haupte eine goldene Krone und war mit aller ritterlichen Zier geschmückt. Zu seinen Füßen lag ein Thier, welches fast schön anzusehen war. Es glich einem Leopard mit langem fürchterlichem Schweife; auf seinem Rücken hatte es zwei Flügel, und litt

weder Zügel noch Zaum. Dieses Thier lag in einem harten Schlafe, bis endlich der gewaffnete Mann dasselbe durch einen Tritt weckte. Um uns her erschien ein gekrönter Drache, mit Fledermäusen und Eulen umgeben, zwei Löwen und ein Waidmann; — der gewaffnete Mann führte sein Thier an einer goldenen Kette und verfolgte jene, da fiel auf einmal vom Jupitersthron ein Donnerstrahl hernieder; von dem wuchs das Thier gar sehr in die Größe, und wurde dem Ritter zu stark, daß er es nicht mehr leiten konnte, sondern mußte ihm selbst nachgeben und dahin lenken, wo jenes hin wollte, welches er mit Unwillen that, und an der goldnen Kette fortgezogen wurde. Das Thier erhob seine Flügel, und flog über Berg uud Thal, und finstre Wälder, durch Schlösser, Städte, Märkte, Dörfer und Felder, und wo es flog, da zerriß, verschlang, fraß und verzehrte es die Früchte, Bäume, Wurzel und Gras, und alles, was auf seinem Wege lag, war verwüstet und verdorben, und Menschen und Vieh ohne Zahl erstarb im schrecklichen Elende.

Als das Thier nach des Drachens Anleitung lange und gräulich mit blutigem Rachen umhergewüthet hatte, verschlang es zuletzt auch den Mann, der es zuerst aus dem Schlafe gewecket hatte. Viel Eulen und Fledermäuse giengen in dem Strauße zu Grunde; dem wilden Schweine

raufte das Thier fast alle seine Borsten aus, und drohete endlich sogar, den Drachen mit seinem Schweif zu tödten.

Nachdem nun das ungestümme Thier lange Zeit im Lande herumgetobt hatte, sandte Jupiter mit lichtem Glanze einen Donnerkeil ihm an den Kopf, daß es auf die Erde niedergestreckt wurde.

Von dem Getöse erwachte ich, und dachte: Dieses Thier ist eine Abbildung von des Krieges blutiger Natur; der hat auch Anfangs einen guten Anschein, als werde er blos des guten Rechts und des künftigen Friedens willen geführt, und wolle mit ritterlicher Hand die Herrschaft erweitern, das Volk bedecken und die Widerspenstigen strafen; aber die rechte Ursache wird mit derlei schönen Farben beglückt. So wird denn der Krieg aufgewecket durch die argen Verhetzer, die nur ihren Eigennutz darin suchen, und Hülfe und Rath dazu geben; und wenn er nun angeht, so führt man ihn an einer goldenen Kette, und verspüret große Unkosten wegen Munition und Geschoß, der vielen Haufen Volkes zu Fuß und zu Pferde, und wenn es im Anfange noch geringer ist, so wird es von Tage zu Tage stärker, und der Krieg greift also gewaltig um sich, daß man ihn nicht mehr zähmen kann, und seinen eignen Lauf lassen muß; wohin er sich wälzen mag und wie lange er dauere, muß ihm das Kriegsheer folgen, es sey ihm schon Nutzen oder

Schaden. Und wo der Krieg ist, da wohnt nichts Gutes, denn es wird geraubt, gebrennt und gemordet, Städte, Schlösser und Märkte verheert und weder Alter noch Jugend geschont — Tugend und gute Sitten werden verwüstet, und die Religion geräth in Verfall; — nicht Recht, noch Unschuld wird mehr geachtet, und man verschwendet Seele, Leib, Gut, Gewalt und Ehre. Kurz in Summa; der Krieg ist ein wahrhaftiges Ziehpflaster aller menschlichen Untugenden, und läßt hinter sich einen langen Schweif, nämlich die Verheerung und Verderbniß des ganzen Landes; auch seinen eignen Herrn verschont er nicht, und dankt ihm, wie der Teufel seinen Knechten lohnt, daß er ihm den Reichthum aus der Hand frißt und oft um Land und Leute bringt. Das heißt mit goldenen Netzen gefischt, und mancher, der mit großem Jubel den Krieg begonnen hat, kommt in gar schweres Unglück; deß giebt die Historie vielfältiges Zeugniß, zumal wo ein Landkrieg ohne Noth den allgemeinen Frieden trübt: denn das Unrecht wird zuletzt immer bestraft, und Gott hat in seiner Hand den Sieg, und er gibt ihn auch den Städten und Fürsten, die nicht nach Christenblute durstig sind, sondern nur durch Tyrannei und Unrecht gezwungen, das Vaterland ritterlich schützen und wehren, und zu Gottes und seines heiligen Glaubens Ehre streiten.

Deshalb ist der gemeine Mann unverständig, wenn er sich des Krieges erfreut, denn schon Erasmus von Rotterdam saget das gute Sprichwort, daß nur denen, so nichts erfahren, der Krieg lustig und süß vorkomme; des Kriegsruhms aber solle jeder schweigen. Denn er ist nur eine Strafe unſ'rer Sünden, von Gottes Zorn entzündet, und man möge sich zur Buße bekehren, weil der Krieg in Gottes Hand steht, und er allein ihm ein baldiges Ende machen kann.

31. Des Menschen Herz eine Mahlmühle.

Einmal in meinen einfältigen Jugendjahren, wo ich noch wenig verstand, was die Tugend sey, und mit allerhand Kurzweil mich beschäftigte, war ich doch schon begierig, seltsame Dinge zu erforschen, und stets sorgsam, von ihnen Kunde zu erhalten. Eines Tages war ich bei einem Hochzeitschmaus, und als alles trank und wohlgemuth war, und ein Gast traulich mit dem andern kos'te, fragte ich einen gelehrten und kunstreichen Doctor, wem das menschliche Herz wohl gleich wäre; und er antwortete mir ruhig und sanft: „Das menschliche Herz ist gleich einer Mahlmühle, die ohne alle Ruhe und Rast stets mahlet, was man ihr aufschüttet, sey es böse oder gut; so wie diese das mahlt und betittelt, so dichtet und trachtet jenes gar emsiglich, spitzfindig und wunderbar, und tröstet oft, oft kränkt

es sich durch sein stetes Nachdenken, übt bald sich in der Freude, bald wird es ängstlich und voll Schmerz, ist bald zornig und wieder gütig dann, flammt bald muthig auf und versinkt sodann in banges Zagen. Die Verwandlung geschieht alle Tage und Stunden, je nachdem man gute Körner aufschüttet, oder unnütze Schalen. Drum, welcher Mensch nur der Sinnlichkeit sein Leben weiht, der schüttet seinem Herzen nur die Wollust und Begierden auf, und die vermahlt solches zu lauter Laster und Thorheiten, Geiz, Völlerei, Unkeuschheit, Neid, Zorn und Rache; ein Uebel folgt dem andern; denn wie das Herz gemahlen hat, folgen die bösen Worte mit den Werken nach; welcher Mensch sich aber stets von der Vernunft regieren läßt, der schlägt sich solche Dinge aus dem Sinne, und jagt sie von dem Herzen weg; er geht damit um, daß er allzeit aufrichtig und fromm bleibe, und aus dem folget, daß er immer redlich und bieder sey in seinem Wandel; darum wollte ich dir anrathen, deine Begier zu zähmen, daß sie nicht deinem Herzen Jammer, Angst und Schmerz zu mahlen aufschütte, und du deine Jugend böslich versäumst:

Sondern laß in dem Herzen dein
Die Vernunft selber Müller seyn,
Daß sie die Tugend dir aufschütte,
Damit dein Herze und Gemüthe
Mit dem Gedanken sey umgeben,

Ehrlich und aufrichtig zu leben;
Darum wend' all' dein Lieb und Gunst
Zu ehrlicher Kurzweil und Kunst,
Darum üb' deine blühende Jugend.
Sodann in deinen alten Tagen
Der treuen Lehr' wirst Dank mir sagen;
So Ehr' und Nutz dir d'raus erwachs',
Den treuen Rath gab dir Hans Sachs.

32. Der Nachtigall drei gute Lehren.

Vor Jahren lebte ein alter Bauer, der hatte einen sehr lustigen Wald, darin war ein grüner Rasenplatz, der war ganz voll von buntem Klee und Blümlein, durch selben floß ein Bächlein, das unweit aus einem klaren, kühlen Quell entstand; dabei hörte man der Vögel mannigfaltige Weisen, daß es gar wonniglich erklang. Vor allen Vögeln des Haines war aber eine Nachtigall, deren süße Stimme erscholl durch die weite Flur. Eines Tages begab sich der Bauer in seinen Wald, um unter dem Schatten eines Baumes der Ruhe zu pflegen; da hörte er mit Freuden der Nachtigall zu, wie sie gar kunstreich figurirte, und bald hoch, bald wieder im niedrigen Tone sang, und so wunderschöne Läufe dabei machte, daß solche gar nicht sattsam beschrieben und erzählt werden können. Der Bauer dachte in seinem Sinne: „O wenn ich die Nachtigall haben könnte! — und dann stellte er ihr

so lange nach, bis sie endlich gefangen wurde; aber als er sie in der Hand hielt, fieng sie folgendermaßen zu sprechen an:

„Warum hast du so große Mühe angewandt, um mich zu fangen, und was bin ich dir jetzt nütze?"

Aber der Bauer erwiederte: „Gar viel bist du mir nütze, schönes Vögelein! denn du sollst mein Hausmusikus seyn, und mir Tag und Nacht deine süßen Weisen vorsingen."

Die Nachtigall. Ich sage dir, du sollst mich nicht zwingen, dir eine einzige Weise zu singen.

Der Bauer. Wie sprichst du so verwegen und weigerst dich, mir Musik zu machen? So wisse, daß ich dich essen will, und du mit dem Leben deinen Trotz büßen sollst.

Die Nachtigall. Da werde ich dir wenig helfen; denn so du mich siedest, werde ich so klein, daß du mich im Schlingen kaum verspürest, und bratest du mich, so werde ich noch kleiner; aber wenn du mich wieder fliegen lässest, so will ich dir drei weise Lehren geben; die mögen dir in deinem Lebenswandel wohl mehr werth seyn, als drei feiste Kälber.

Der Bauer. So schwöre mir hier einen Eid, daß du mich die drei Stücke lehren willst, so ich dir die Freiheit schenke.

Die Nachtigall schwur, was er verlangte, und da ließ er das Vögelein aus der Hand, das sich auf einen Ast setzte und also sprach: „Nun merke meine erste Lehre; „Daß du niemals etwas glauben sollst, als wo man dir die Wahrheit beweisen kann; die andere Lehre ist: alles, was dein ist, das behalt', daß du seiner in Ruhe genießest; die dritte Lehre merk' dir: was du verloren, so daß du es nicht wieder erhalten kannst, dasselbe schlag' dir aus dem Sinne, und vergesse des Schadens bald; — so hast du die drei weisen Lehren, die dir viel helfen werden, so du ihrer nicht vergißt."

Und mit diesen Worten schwang sich die Nachtigall hoch auf eine grüne Linde und sang:

Gott sey Lob auf höchstem Thron,
Der hat diesem Bauersmann
Seine leiblichen Augen also verblend't,
Daß er nicht gesehen noch erkennt
Den köstlichen Karfunkelstein,
Den trag' ich in meinem Leibe klein;
Der ist wohl an drei Lothe schwer,
Davon gar reich uud mächtig worden wär'
Der Bauer; konnte groß Gut erwerben,
Ich aber hätte müssen sterben,
Wenn er ihn aus mein Leib geschnitten —
Nun freu' ich mich in Waldes Mitten.

Als der Bauer diese Rede vernahm, schlug er sich vor die Brust, zerraufte seine Haare, und rief ganz betrübt: „O weh mir Armen! war ich

denn meiner Sinne ganz beraubt, daß ich dem Vogel auf sein Wort geglaubt und ihn habe fliegen lassen! — o wenn ich ihn jetzt wieder hätte, wie sollte er alsbald den Tod erleiden, daß ich ihm den köstlichen Karfunkelstein aus dem Leibe schnitte und ein reicher Mann würde."

Da entgegnete die Nachtigall: „O Thor! was bist du so betrübt, und trauerst so um einen Verlurst? — Hast du so bald die drei Lehren vergessen? hab' ich dir nicht gesagt, du sollst nur glauben, was der Wahrheit gleich ist, und wie sollte es möglich seyn, daß ich in meinem Leibe einen Karfunkel hätte, der drei Loth schwer, da ich selbst kaum ein Loth wiege. — Zum andern, wenn solches in der That wäre, daß mein Leib einen solchen Schatz verwahrte, warum behieltst du mich nicht, als ich noch in deinen Händen war, sondern ließest mich fliegen? — Und zum dritten, was trauerst du also sehr, da du mich einmal verloren hast, und nicht wieder fangen wirst? — Du solltest vergessen, was nicht zu ändern ist, statt daß du dein Herz noch immerfort quälest."

Mit diesen Worten schwang sich die Nachtigall fröhlich auf, flog über Berg und Thal, und ließ den alten Bauer in großen Unmuth und Herzensangst zurück.

33. Das Schlaraffenland.

Es giebt eine Gegend, die heißt Schlaraffenland, und die faulen Leute kennen sie gar wohl und wissen, daß selbiges Land drei Meilen hinter Weihnachten liegt; aber wer dahin kommen will, der muß großen Thaten gewachsen seyn, denn er müß sich durch einen Berg mit Hirsebrei essen, der ist wohl drei Meilen dick; dann ist er aber auch augenblicklich im Schlaraffenland, dessen grotzer Reichthum über alle Beschreibung ist; da sind die Häuser mit Fladen gedeckt, die Thüren der Häuser und Gewölbe von Lebkuchen, die Wände von Speckkuchen und die Balken von Schweinebraten; um jedes Haus ist ein Zaun von braunen Bratwürsten geflochten, und alle Brunnen sind voll Malvasier und rinnen einem selber ins Maul.

Auf den Tannen wachsen süße Krapfen, und auf den Fichten gebackene Schnitzel; Eyerkuchen schüttelt man von den Birken, und die besten Weintrauben wachsen auf den Dornhecken; auf den Weidenkoppen sieht man frische Semmeln, und darunter fließen Bäche von süßer Milch, und die Semmeln fallen in die Milch herunter, daß jeder was zu essen habe; die Fische gehen von selber ins Netz und sind schon gesotten, gebraten, gesalzt und gebacken, und wo keine Netze sind, da schwimmen sie ganz nahe am Rande,

daß man sie mit den Händen fangen kann; auch fliegen (ihr möget mir es glauben) die gebratenen Hühner, Tauben und Gänse in der Luft herum, und wer zu träge ist, sie zu fangen, dem fliegen sie selber ins Maul; die Säue laufen im Lande herum und sind gebraten, und jede hat ein Messer im Rücken, damit sich ein jeder ein Stück herausschneidet und steckt das Messer wieder an seinen Ort; so wachsen die Kreuzkäse wie die Steine, und auf den Bäumen wachsen Bauern, gleichwie bei uns zu Lande die Pflaumen, die fallen, wenn sie zeitig sind, in ein paar Stiefeln herab.

Wer Pferde hat, der wird reich, denn sie legen ganze Körbe voll Eyer und die Eseln setzen lauter süße Feigen auf die Erde; nach Kirschen darf man gar nicht hoch steigen, denn sie wachsen an der Erde wie die Schwarzbeeren; auch ist im Lande ein wunderbarer Brunn, in dem verjüngen sich die Alten, daß sie ihre Runzeln verlieren, und wieder hübsch und frisch werden.

Viel Kurzweil wird im Schlaraffenland getrieben, und wenn sie zur Scheibe schießen, so gewinnt der das Beste, der am weitesten vom Ziel bleibt; im Laufen ist der letzte Sieger, und das Waidwerk bestehet in Ratzen und Mäusen; auch ist im Lande leicht Geld zu gewinnen, denn, wer recht faul ist und immer

schläft, dem gibt man für jede Stunde, die er schlafend hinbringt, zwei Pfennige, und wer sein Geld verspielt, dem zahlt man es doppelt zurück; wer nicht gern bezahlt, und bleibt ein Jahr schuldig, so muß ihm der Gläubiger noch einmal so viel dazu geben; wer gern wohl lebt, der kriegt für jeden Trunk einen Batzen; für eine große Lüge bekommt man eine Krone; doch muß sich Jedermann hüten, vernünftig zu sprechen und zu handeln, denn wer hier Sinn und Witz gebrauchen wollte, den könnte Niemand im Lande leiden, und wer gern arbeitet, dem verbietet man das Schlaraffenland; wer Zucht und Ehrbarkeit liebt, der wird aus selbem verjagt; aber wer zu nichts taugt, und gar nichts lernen will, der kommt in dem Lande zu großen Ehren, und wer als der faulste erkannt wird, der wird zum Könige ernannt; wer wild, wüst und unsinnig ist, aus dem macht man einen Fürsten; wer gern mit einer Leberwurst turnirt, der wird ein Ritter; wer schlampigt ist, nichts achtet, der wird ein Graf genannt, und wer recht tölpisch ist und nichts versteht, der wird ein Edelmann im Lande.

Wer also lebt, wie ich es hier beschrieben habe, der taugt wohl ins Schlaraffenland, welches die Alten erdichtet haben zur Strafe und Warnung der Jugend, welche gewöhnlich faul und gefräßig ist, ungeschickt, heillos und liederlich

ins Schlaraffenland sich schicket, und diese Erfindung soll sie bewegen, von ihrem nachlässigen Wesen abzulassen, weil es die faulen Leute nimmer weit bringen.

34. Kampfgespräch zwischen dem Sommer und dem Winter.

Einmal an dem St. Matthäus-Tag, als eben die Sonne in der Wage stand, saß ich allein und müßig in einem Lustgarten, ließ meine Augen auf dem schönen Grün ruhen, und hörte dem Gesang der kleinen Vöglein in den Aesten zu, da erblickte ich von ungefähr einen schönen Jüngling im Garten auf- und niedergehen; er war ungefähr zwanzig Jahre alt, von üppigem Wuchse, schön geröthet und von angenehmen Geberden; auf den bloßen Haaren trug er einen Kranz, von Veilchen, Lilien und Rosen; sein Gürtel war von Weinreben geflochten und allerhand Früchte hingen daran; er ging barfuß und leicht gekleidet und trug einen grünen Ast in der Hand.

Ich kannte den Jüngling nicht und dachte: sollte dieses wohl Bachus seyn? — Sogleich schlich zu der Thür des Gartens ein langer alter und ungestalteter Mann, eisgrau und mit langem zottigem Barte; seine Wangen waren hager und eingefallen und er war ganz in Pelz und warme Gewänder eingehüllt; beide Hände hatte er in den Busen gesteckt und sah so uralt aus, als ob es

der Gott Saturnus wäre, daß mir die Haut schauerte; der schaute durch den Zaun und sprach den Jungen also an:

„Höre, Sommer! nun mach' dich fort, denn deine Zeit ist aus, und laß mich einschleichen.“

Der Sommer. Warum soll ich dir Platz machen, und wer bist du alter frostiger Mann?

Der Alte antwortete:

„Ich bin der Winter, d'rum weiche und räume mir den Garten.

Der Sommer. Ich soll dir weichen, du alter, grausamer Winter! der du doch nur ein Feind alles Lebens und aller Geschöpfe auf Erden, in der Luft und dem Wasser bist?

Der Winter. Du hassest mich ohne Schuld, und doch hat mich Gott sowohl als dich verordnet, der nie etwas Böses gemacht hat; d'rum verachte mich nicht, der ich so gut bin als du, sondern weiche mir, begib dich zur Ruhe, und laß mich in den Garten ein.

Der Sommer. Das kann nicht seyn! mein Werth ist aller Welt bekannt; ich bin wohl schmeckend und fruchtbar, bringe Wein, Getreide und Obst, ja ich speise das ganze menschliche Geschlecht sammt allem, was Leben hat, dem gab ich seine Nahrung; du aber Winter bringst keine Frucht, sondern saugest mit arger Kunst alles aus, frißt und verzehrest alles, was ich gesammelt und eingetragen habe.

Der Winter. Du bist nicht klug, denn das Erdreich muß auch seine Ruhe haben, und kann nicht immer Früchte tragen, ja wenn ich ein Jahr ausbliebe, so würdest du ganz unfruchtbar werden; durch meine Kälte wird die Erde mürbe und fruchtbar gemacht, und ohne mich wärst du, o Sommer! verloren.

Der Sommer. Durch mich wird manches Geschöpf zum Leben geboren, Vögel und andere Thiere, darum bin ich wohl ein Brunn des Lebens; welches ist aber dein Ruhm, o Winter! der du viele Creaturen tödtest, lebendig in die Erde treibst — sage an, was du zu gebären vermagst?

Der Winter. Wenn du regierst, so erzeugst du viel Ungezierer, die den Früchten, Menschen und Vieh beschwerlich fallen; als Schnecken, Käfer, Frösche, Mücken, Wespen, Heuschrecken und Spinnen; auch vieles Gewürme, schädliche und giftige Thiere aller Art: Kröten, Eidechsen, Ottern und Schlangen, die verjag' ich mit meiner scharfen Kälte, und wenn ich nicht wäre, sag' an, o Sommer! wie bliebe die Welt voll Ungeziefer!

Der Sommer. Meine Gaben sind doch schöner, denn durch mich kommen die schönen Blumen von allen Farben, viele Gewürze und Kräuter von edler Kraft, viel Blüthen mit süßem

Geruch und Früchten; in Grün kleid' ich die Felder, ziere die Heide und den dunkeln Forst, weshalb die kleinen Waldvögel so gern und lustig singen. Welche Zierde und welchen Schmuck bringst du mit dir? Zu deiner Zeit hört man nur das Heulen der Wölfe und das furchtbare Käuzlein; du verwüstest die Sommerwonne und gibst dafür Reif und Schnee und schneidende Winde mit scharfem Frost.

Der Winter. Mit süßem Most erquicken sich die Menschen, auch fängt man im Winter gute Vögel auf Herden, Hütten und im Garn, darob lobt man den heiligen Martin, wenn solche gebraten auf den Tisch gebracht werden, denn ihren Gesang kann man wohl entbehren — drum bin ich holdseliger als du.

Der Sommer. In mir wohnt Freude und Ruhe, und allerhand Kurzweil. Jedes Herz erfreut sich, wenn man in dem schönen Garten sich ergeht, am kühlen Brünnlein sich erfrischt; in Bächen fängt man Krebse, in Weihern Fische, in der schönen Au üben die Jünglinge die Kräfte ihres Leibes, man jagt, schießt, tanzt und springt, und freut sich im Bade und auf der Kirchweih; dich aber, Winter! flieht Mensch und Vieh, verkriecht sich hinter den Ofen, weil du gleich feindselig gegen Alt und Jung bist.

Der Winter. Mit nichten, denn auch in meiner Kälte waltet große Freude; da stellt man

sich vor den Ofen, worin man Aepfel und Birnen brát — Mágde und Knechte gehen in die Rockenstube, die Buben schleifen auf dem Eise und machen Schneeballen, und am heiligen Abende wird um Nüsse gespielt; die Bauern schlachten viele Schweine und fangen neue Wirthschaft und Hochzeit an; die Bürger fahren fleißig in dem Schlitten, und in der Fastnacht gibt es gar drollige Mummereien und andere Kurzweil; drum bin ich auch die fröhlichste Zeit.

Der Sommer. Weit gefehlt! denn deine Tage sind kurz, und lang die Nächte, daß Niemand Handel noch Wandel treiben mag; aber meine Taglänge ist zur Arbeit recht.

Der Winter. O! in meinen langen Abenden und Nächten kann man schon auch arbeiten, und Leute und Vieh sind im Winter gesund, hurtig und behende, daß man viel mehr als im Sommer zu Stande bringt.

Der Sommer. Das lügst du, denn deine scharfe Kälte greift Menschen und Vieh so sehr an, daß sie ganz krank und matt werden; die Wege und Straßen verschneiest du, erfrierst die Brunnen und Bäche, die Flüsse und Seen, den Leuten Hände und Füße, und verdirbst und tödtest oft die Fische, die Bäume, das Getreide und den Wein; aber meine warme Luft ist hold

und süß, und wo ich bin, da erfreut man sich meiner.

Der Winter. Meine Kälte ist wohl zu ertragen, und man kann sich vor ihr durch warme Kleidung schützen; aber du, Sommer, bist gar zu hitzig, du machst Faulheit und großen Schweiß, bringest viele Krankheiten ins Land und beraubest viele Leute ihres Witzes; du machst die Hunde wüthig und das Fleisch stinkend, das Bier und die Milch sauer; über dich klagt der Landmann, daß du ihm die Wiese und das Getreidefeld ausdörrst; Weiher, Bäche und Brunnen trocknen aus, und solcher Bosheit kann man mich nicht anklagen, denn meine Kälte erhält das Getränk, Wildpret, Fleisch und Fische gut und frisch; deß kann ich mich wohl rühmen.

Der Sommer. Du bildest dir ein, daß du gar mächtig seyest, uad wolltest dich über alles preiswürdig machen, doch bin ich es allein, worin mancher Fürst zu Felde zieht, seine Gezelte aufschlägt, und großen Sieg und Triumph gewinnt.

Der Winter. Rühmst du dich noch, daß du den bittern Krieg mit dir führest, der manches Mutterherz in großes Leid versenkt; ich Winter vertreibe die wilden Kriegsleute, daß keiner im Felde bleiben kann, und mache mit Anstand Waffenruhe, daß das leidige Blutvergießen ein Ende hat, und Land und Leute zur Ruhe kom-

men, deshalb bin ich friedlich und viel nützlicher als du.

Der Sommer. Solches bist du mit nichten, denn du stellst die Schifffahrt und Mühlwerke ein, und wo dein Schnee auf einem Berge liegt, da rollen schreckliche Lavinen herab; durch deine Eisbrüche und Ungewitter ersaufen viele Leute, darum bin ich dem Erdreiche eine süße Mutter, du aber sein Stiefvater.

Der Winter. O du boshafte Schlange! wer ist denn schrecklicher als du, und wie hart setzest du Menschen und Vieh zu, mit grausamen Donner und Blitzen, die du in Häuser und Thürme schleuderst; du zündest den großen Forst an, dein Schauer verdirbt die Baufelder, dein Reif die zarten Früchte; dein Sturmwind reißt Bäume und Häuser ein, und deine Wolkenbrüche ersäufen ganze Städte; deine Platzregen versenken die Felder und deine überflüssige Nässe macht theure Zeit, so wie deine übermäßige Trockene Hungersnoth hervorbringt — darum mach' fort und räume mir den Garten, worin ich deiner harren will, bis der Lenz wieder erscheint, und dann magst du hier abermals einkehren; aber diesmal kannst du hier nicht länger bleiben, und so du nicht fort gehest, so muß ich dich mit Gewalt verjagen.

Der Sommer schlich traurig aus dem Garten, welchen der Winter alsbald in Besitz nahm,

und wie er eintrat, und in der Kreuz hin und her durch die Gänge schritt, so wurde von Stunde an alles fahl und bleich, die Blätter fielen von den Bäumen, und ich eilte ebenfalls den Garten und mein Sommerhaus zu verlassen, und dachte:

Ach Gott, wie überaus
Wohl hast du geordnet alle Dinge
Was jegliche Zeit nehme und bringe,
Lenz, Sommer, Herbst und auch der Winter
Eine Zeit treibt die andre hinter,
Und bringt auch jederzeit ihr Guts
Dem menschlichen Geschlecht zu Nutz,
Daß durch deine Hand gespeiset werde
All' menschliche Creatur auf Erde.
Wie David sagt im Psalmen weis',
Auf daß dein Glorie, Lob und Preis
Durch alle Creatur aufwachs
Hier und dort ewig wünscht Hanns Sachs.

Beispiele merkwürdiger Führungen der göttlichen Vorsehung. *)

Der du nach allweisen Planen
Erde, Meer und Himmel lenkst;
Und mit treuem Vaterherzen
Stets an deine Menschen denkst;
Du umfassest alle Welten,
Wie man einen Ball umfaßt,
Ordnest Alles und vollendest
Was du angefangen hast.

*) Aus dem Tugendspiegel v. Franz.

35. Johann Joachim Winkelmann,

geb. zu Stendal den 9. Decbr. 1717, ward ermordet zu Triest den 8. Juny 1798.

Winkelmanns, — dieses großen und berühmten Alterthumsforschers, — Vater, war ein armer Schuster, dessen häusliche Umstände eben so wenig äußere Beförderungsmittel zur Bildung des Sohnes zu geben vermochten, als zuließen, daß er sich selbst viel mit ihm beschäftigte. Unter Mangel und Dürftigkeit wurde er ohne alle Ahndung seiner vorzüglichen Talente dem gemeinsten Gange des Unterrichts in seinem Geburtsorte überlassen.

Doch die göttliche Vorsehung weiß da Mittel und Wege einzuschlagen, wo menschliche Kräfte unzureichend sind. Folgender Umstand mußte dazu dienen, daß Winkelmanns Schicksale frühzeitig eine für ihn günstige Wendung nahmen. Der damalige Rector der Stadtschule zu Stendal, Tappert, verlor nämlich den Gebrauch seines Gesichts, und bedurfte deshalb eines Vorlesers, wozu er diesen Knaben wählte. Dieß Geschäft trug, theils an und für sich, theils als Veranlassung mancher für ihn belehrenden Gespräche, theils vorzüglich dadurch zu seiner Entwicklung bei, daß ihm der Rector für seine Mühe einen uneingeschränkten Gebrauch seiner für jene Zeit nicht unbedeutenden Bibliothek gestattete. Hier legte er

also den Grund zu seinem unermüdeten Forschen nach Alterthümern. Darauf bezogen sich nun am meisten seine wissenschaftlichen Beschäftigungen, seine Lectüre der alten Schriftsteller, sein Studium der Geographie und Geschichte.

36. Karl v. Linne.

geb. 1707, gest. als Professor zu Upsala im Januar 1778. Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe. Spr. Sal. 16, 9.

Daß das Studium der Natur unter allen menschlichen Kenntnissen am sichersten zur Gottheit führe, und den Menschen weiser, besser und seiner Bestimmung würdig mache, beweist das Leben des großen Naturforschers Linne auf das allerdeutlichste; mag es auch seyn, daß andere noch auffallendere Beweise der väterlichen Fürsorge Gottes in ihrem Leben erfahren haben. Voll brennenden Eifers für die Botanik, entblößt von allen Hülfsmitteln und eines gründlichen Unterrichts entbehrend, hatte Linne viele Jahre lang mit den unsäglichsten Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen. Da er zum theologischen Studium keine Neigung hatte, und sich fast ausschließlich mit der Naturgeschichte beschäftigte, fühlte er, bei dem drückenden Mangel, in dem er sich befand, wie nöthig es sey, daß er irgend ein ernährendes Fach wählen müsse, weil weder

Flora noch Fauna ihre Lieblinge reichlich zu versorgen pflegt. Er wählte die Arzneikunst, weil zu dem Unterrichte in derselben die Kenntnisse in der Naturgeschichte unentbehrlich sind. Die Kostbarkeit dieses Studiums hätte ihn freilich abschrecken können, aber sein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung war zu stark, als daß er das Nichtgelingen seines Vorhabens hätte befürchten sollen. Der Vater, ein armer Landprediger, war außer Stand ihn in seinen Studien zu unterstützen, daher zeigte ihm die göttliche Vorsehung in der Person des Professors Humärus, seinem Vetter in Lund, einen Gönner, der sich seiner annehmen würde. Aber eben war er in dieser Stadt angelangt, so vernahm er zu seinem Schrecken, daß Humärus, auf dessen Versprechungen er den ganzen Plan seines Glücks gebaut hatte, ein paar Tage vor seiner Ankunft gestorben sey. Doch die Absicht Gottes war, daß er gerade in Lund seine Studien machen, und sein Glück gründen sollte. Dazu erweckte er den Botaniker Kilian Stobäus, der im eigentlichen Sinne des Worts sein Wohlthäter ward. Dieser bemerkte gar bald das außerordentliche Talent des Jünglings, zeichnete ihn aus, und bot ihm bei seiner Dürftigkeit eine Wohnung in seinem Hause an und ließ ihm seine Bibliothek und Naturaliensammlung benutzen. Dafür erlebte in der Folge Stobäus den Triumph,

daß sein Zögling, der ohne ihn wahrscheinlich in der Mittelmäßigkeit verborgen geblieben wäre, der Gesetzgeber der Naturgeschichte ward.

Doch Stobäus war zu wenig in die Tiefen der Wissenschaft eingedrungen, als daß er des weiter strebenden Jünglings unersättliche Forschbegierde hätte befriedigen können, und Lund selbst gewährte ihm zu wenig, als daß er sich nicht nach einer größern Universität hätte sehnen sollen. Gott zeigte ihm daher den Weg nach Upsala. Aber mit neuer Dürftigkeit hatte er hier zu kämpfen. Anfangs unterstützten ihn seine reichern Landsleute; sie ließen ihn mit sich essen, und gaben ihm ihre abgelegten Kleidungsstücke. Seine Schuhe flickte er sich selbst mit Baumrinde. Aber dieß alles schreckte ihn nicht ab. Voll heitern Vertrauens auf die göttliche Vorsehung blieb er seinem Entschluße getreu, sich ganz allein der Naturgeschichte zu widmen. Der hiesige Domprobst Celsius war dazu bestimmt, ihm in Upsala zu werden, was Stobäus in Lund ihm war. Denn kaum hatte jener den hülflosen Zustand des lernbegierigen Jünglings erfahren, so eilte auch der ehrwürdige Prälat, ihn daraus zu erretten.

So wachte die göttliche Vorsehung über Linne als Knabe und Jüngling. Offenbar führte sie ihn durch Druck und Dürftigkeit zu seiner großen Bestimmung. Das erkannte er oft noch in spä=

tern Jahren; mit Rührung pries er bisweilen auf botanischen Wanderungen gegen seine Schüler die Güte Gottes und ermahnte die Jugend zum Vertrauen auf Gott auch in den härtesten Prüfungen.

37. Joh. Heinr. Jung, genannt Stilling,

geb. 1740 im Nassauischen, starb 1817 zu Carlsruhe.

Wer mit dem Leben dieses verewigten würdigen Mannes einigermaßen vertraut ist, wird sich aus dessen Jugendjahren erinnern, wie viele und unsägliche Leiden und Widerwärtigkeiten der arme Jüngling bald als Schneiderbursche, bald als Schulmeister erdulden mußte, bis ihn Gott durch alle diese Läuterungsfeuer hindurch zum Hofrath geführt, endlich erlöst und herrlich gemacht hatte.

Am schlimmsten ging es ihm wohl als Hauslehrer bei einem gewissen Kaufmann, den er in seiner Wanderschaft H o c h b e r g nennt. In dessen Hause erreichten seine Leiden den höchsten Gipfel. Diese dauerten von Martini bis in den April 1762, also 19 bis 20 Wochen. Dieser Tag war aber der frohe Zeitpunkt seiner Erlösung. Als er des Morgens 9 Uhr in seinem Kerker am Tische saß, und ganz in sich selbst gekehrt das Feuer seiner Leiden aushielt, fühlte er plötzlich eine gänzliche Veränderung seines Zustandes; alle seine Schwermuth und Schmerzen waren

gänzlich weg, er empfand eine solche Wonne, daß er vor Freude und Seligkeit nicht zu bleiben wußte. Er besann sich, und wurde gewahr, daß er Willens war wegzugehen, und das Haus in der Stille zu verlassen. Dazu hatte er sich entschlossen ohne es zu wissen. In demselben Augenblick stand er auf, ging hinauf in seine Schlafkammer, und dachte darüber nach.

Hier packte er nun seine paar Lumpen, die er noch hatte, zusammen, band seinen Hut hinein, den Stock aber ließ er zurück, diesen Bündel warf er durch ein Fenster hinter dem Hause in den Hof, begab sich darauf wieder herunter, und spazierte ganz gleichgültig zur Pforte hinaus, ging hinter das Haus, nahm den Pack, wanderte so geschwind als er konnte das Feld hinauf und eine ziemliche Strecke in den Busch hinein. Hier zog er seinen abgeschabten Rock an, setzte den Hut auf, that seinen alten Kittel, den er an Werktagen getragen hatte, in den Bündel, schnitt einen Stecken ab, und wanderte nordwärts durch Berg und Thal fort, ohne einen Weg zu haben, oder zu wissen, wohin!

Jetzt war zwar sein Gemüth ganz ruhig, er schmeckte die süße Freiheit in all ihrer Fülle; allein er war doch fast betäubt und sinnlos, so daß er an seinen Zustand gar nicht dachte, und keine Ueberlegung hatte. Als er eine Stunde durch wüste Oerter fortgewandelt war, gerieth er auf

eine Landstraße, die zu einem Städtchen führte, welches ungefähr eine Stunde von ihm noch entfernt liegen mochte. Gegen 11 Uhr kam er vor dem Thore an, ging hinein, gerade durch die Stadt durch, und zum andern wieder heraus. Nach einer halben Stunde gerieth er in einen Wald, die Straße verlor sich und nun fand er keinen Weg mehr; er setzte sich nieder, denn er hatte sich müde gelaufen. Jetzt kam seine völlige Kraft zu denken wieder, er besann sich und hatte keinen einzigen Heller Geld bei sich, weil er noch wenig oder gar keinen Lohn von seinem letzten Herrn gefordert hatte; doch war er hungrig, aber in dieser Einöde wußte er weit und breit um sich keinen Menschen, der ihn kannte.

Jetzt fing er an und sagte bei sich selbst: „Nun bin ich denn doch endlich auf den höchsten Gipfel der Verlassenheit gestiegen, es ist jetzt nichts mehr übrig als betteln oder sterben; — das ist der erste Mittag in meinem Leben, an welchem ich keinen Tisch für mich weiß! ja, die Stunde ist gekommen, da das große Werk des Erlösers für mich auf der höchsten Probe steht: Auch ein Haar von eurem Haupt soll nicht umkommen. — Ist das wahr, so muß mir schleunige Hülfe geschehen, denn ich habe bis auf diesen Augenblick auf ihn getraut und seinem Worte geglaubt; — ich gehöre mit zu den Augen, die auf den Herrn warten, daß er ihnen zur rechten

Zeit Speise gebe und sie mit Wohlgefallen sättige; bin ich doch so gut sein Geschöpf, wie jeder Vogel, der da auf den Bäumen singt, und jedesmal seine Nahrung findet, wenn's ihm Noth thut.“ Stillings Herz war bei diesen Worten so beschaffen, als das Herz eines Kindes, wenn es durch strenge Zucht endlich wie Wachs zerfleußt, der Vater sich wegwendet und seine Thränen verbirgt.

Indem er so dachte, ward es ihm plötzlich wohl im Gemüthe, und es war als wenn ihm Jemand zuspräche: Geh in die Stadt und suche einen Meister! Im Augenblicke kehrte er um, und indem er in eine seiner Taschen griff, wurde er gewahr, daß er seine Scheere und Fingerhut bei sich hatte, ohne daß ers wußte. Er kam also wieder zurück, und ging zum Thore hinein, fand einen Bürger an der Hausthüre stehen, diesen grüßte er und fragte: wo der beste Schneidermeister in der Stadt wohne? Dieser Mann rief ein Kind und sagte ihm: da führe diesen Menschen zum Meister Isaak. Bei seinem Eintritte in die Stube deckte eine artige, reinliche und freundliche Frau so eben den Tisch, um mit ihren Kindern zu Mittag zu essen. Als Stilling nach Arbeit fragte, erhielt er die angenehme Antwort, daß ihr Mann um einen Gesellen in Verlegenheit sey. In ein paar Minuten erschien Meister Isaak auch, man nöthigte Stillingen zu Tische; und

so war schon seine Speise bereit gewesen, als er noch im Walde irre ging, und nachdachte, ob ihn noch Gott diesen Mittag die nöthige Nahrung bescheeren würde. *)

38. Valentin Jamerai Düval.

kaiserlicher Bibliothekar und Aufseher über das Münzkabinet in Wien, geb. 1695 in der Champagne, gest. im Jahr 1775.

Düval der ein und zwanzigjährige Schäfer bei den Eremiten zu St. Anna ohnweit Lüneville, sieht sich plötzlich durch einen Wink der göttlichen Vorsehung aus der Dunkelheit des Waldes in die Mitte eines Hofes versetzt, wo man damals nichts als Freude und Vergnügen athmete. Und was noch erstaunenswürdiger ist, dieser bäurische und vorzüglich was sein Aeußeres betrifft, halbwilde Mensch wird der Ehre gewürdigt, sich fürstlichen Personen nähern zu dürfen.

Man vernehme nun die Umstände eines Ereignisses und die Art, auf welche es die göttliche Vorsehung einleitete.

„Ich befand mich im Jahr 1717 an einem Nachmittag mit meiner Heerde in dem Gebüsche eines Thals, das nicht weit von meiner Residenz,

*) S. Joh. Heinr. Jung Stillings Jünglingsjahre. Berlin und Leipzig 1778. 8.

der Einsiedelei lag. In einem elenden leinenen Kittel gekleidet, meine Füße in plumpe Holzschuhe eingeengt, meinen Kopf in einem ehemals schwarzen, nun vor Alter grauen, an zwei bis drei Orten durchlöcherten Hut bedeckt, unter welchem mehrere Büschel meines glänzenden und sehr glatten Haares nachlässig hervor hingen, und zum Theil mein Gesicht bedeckten, lehnte ich, unterm Arm einen Atlas in Großfolio Theatrum geographiae veteris betitelt, und in der Hand einen Band mit mathematischen Abhandlungen, eben an einer Eiche mit gesenktem Kopfe und einem Finger an den Lippen, ganz in der Stellung eines Menschen, der nachdenkt, — als ein wohlgekleideter Mann den Fußsteig, der von St. Anna nach der im Walde befindlichen Quelle führt, verließ, auf mich zuging, und mich fragte, ob ich ihm nicht irgend ein Vogelnest zeigen könnte, es würde den jungen Prinzen auf ihrem Spaziergange im Walde Freude machen. Da ich wußte, es befinde sich eins nur ein paar Schritte von der oben erwähnten Quelle weg, so zeigte ich dasselbe der Person, die mich darum angesprochen. Ich kehrte hierauf wieder auf meinen alten Posten zurück. Kaum war ich wieder daselbst, so ging der erste Kammerherr der lothringischen Prinzen, bei mir vorüber. Der Zufall wollte, daß ich ihm in die Augen fiel, meine Figur reizte seine Aufmerksamkeit. Er gab mir

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ein Zeichen mich ihm zu nähern. Bei dem Anblick meiner freilich wenig zu meinem übrigen Aufzuge passenden Bücher schien er über eine so gemischte Erscheinung sehr erstaunt.

Was habt ihr hier? fragte er mit einem trockenen und unfreundlichem Tone.

„Mein Herr"! antwortete ich, mit einer schüchternen Miene; denn sein ernstes und strenges Aussehen, so wie seine große und majestätische Statur hatten mir imponirt: „dieser Atlas ist eine Sammlung Landkarten aus der alten Geographie und in diesem Buche hier befinden sich verschiedene mathematische Abhandlungen."

Bei dieser Antwort entfaltete eine angenehme Leutseligkeit die Runzeln seiner Stirne.

Was macht ihr aber mit solchen Dingen in eurer gegenwärtigen Lage?

„Der Band mit mathematischen Abhandlungen enthält geometrische Aufgaben, die ich zu begreifen suche, und die Sammlung von Landkarten zeigt mir die Orte, die sich in der Geschichte berühmt gemacht haben."

Das ist sonderbar, laßt mich doch eure Landkarten sehen?

Ich gab sie ihm hin, er machte dieselbe auf und es fiel ihm gerade eine Karte von Attika, Böotien und einem Theil des Pelopones in die Hand. Ich übertreibe nichts, wenn ich sage,

daß ich beinahe die Lage aller Oerter und Gegenden derselben auf das Genaueste kannte.

Daher antwortete ich auch ziemlich treffend auf alle Fragen des fremden Herrn, der sehr erstaunt war, unter einem lumpichten Bauernkittel eine Art von Gelehrsamkeit anzutreffen. Er gab mir den Atlas zurück, und ging sogleich zu den jungen Prinzen und dem Herrn Baron v. Pfutzner, ihrem Untergouverneur, die sich mit einander in einem nahen Wäldchen befanden. Er sprach mit ihnen von seiner so eben gemachten Entdeckung, wie von einer Art von Erscheinung. Dies erregte die Neugierde der ganzen Gesellschaft so sehr, daß ich mich plötzlich von den verehrtesten Personen umringt sah.

Der Untergouverneur fragte mich: Wie könnt ihr bei so rohen und unwissenden Leuten, als eure Eremiten sind, leben? Seyd ihr mit eurer gegenwärtigen Lage zufrieden, und würdet ihr sie nicht gern verlassen, wenn euch die Vorsehung eine bessere darböte?

Es ist wahr, die Einsiedler, in deren Dienste ich stehe, sind ein bischen materiell, und bekümmern sich um die Kenntnisse, auf die ich mich lege, sehr wenig; aber dafür zeichnen sie sich in der Kenntniß des Heils, welche ihr Beruf ist, aus. Sie sind dabei im Ackerbau, der sie beschäftigt und nährt, sehr geschickt. Es ist nun das fünfte Jahr, daß ich glücklich und ruhig

mit ihnen lebe, und ich bin so zufrieden mit meinem Dienste, daß man mir, um ihn zu verlassen, den Dienst bei einem Fürsten anbieten dürfte, ohne daß ich ihn annähme, es müßte denn seyn, daß ich in den Stand gesetzt würde, unaufhörlich zu lesen und zu studiren. Das wäre der einzige Reiz, der mich verleiten könnte, meine Einsamkeit zu verlassen.

Der Gouverneur wurde durch die sonderbaren Grundsätze des jungen Düvals in große Verwunderung gesetzt, und fragte ihn, ob er von der neuern Geographie keine Karten besäße? Düval lief sogleich in seine Zelle, um die daselbst befindlichen herbeizuholen. Als er sie dargebracht hatte, griff einer der dabei stehenden jungen Prinzen mit einer solchen Lebhaftigkeit nach denselben, daß er ihren Rand zerriß. Mein Herr, rief Düval, mit einem trotzigen und heftigen Ton: sehen Sie, Sie haben da meine Karten beschädiget. Nehmen Sie mir ums Himmels willen die übrigen in Acht. Man gab ihm aber lächelnd zur Antwort, er solle sich darüber keinen Kummer machen, man würde ihm schon etwas geben, wofür er sich neue Karten kaufen könnte; und dieß geschah auch in der That. Die Fremden begaben sich nun wieder hinweg.

Da endete sich der entscheidendste und wichtigste Auftritt, der Düvalen in seinem Leben

begegnet war, weil alle nachfolgenden durch diesen veranlaßt worden sind.

Inzwischen vergingen drei Tage und es zeigte sich nicht der geringste Anschein einer Veränderung seiner bisherigen Lage. Endlich am Morgen des vierten, da Düval eben im Obstgarten der Einsiedelei mit einem Buche in der Hand unter einem Baume lag, erschien ein herzoglicher Kammerdiener und eröffnete ihm, daß einer der Herren, die ihn letzthin im Walde gesprochen, eine Zuneigung zu ihm gefaßt, und entschlossen wäre, ihm Gutes zu thun. Wenn er nun an den Hof kommen wollte, so würde er die Wirkungen seiner zu seinem Besten getroffenen Anstalten erfahren.

Da sich dieser Abgeordnete zugleich erklärte, daß die Absicht dieses Wohlthäters sey, ihn studiren zu lassen, und ihm alle die Bücher zu verschaffen, die er dazu nöthig hätte, so willigte Düval ein, und bat nur noch, sich die Erlaubniß dazu von seinen Obern erbitten zu dürfen.

Düval begab sich nun mit dem Kammerdiener in die Wohnung des Baron v. Pfutzner, so hieß sein Wohlthäter, nach Lüneville, um dessen erhabene Absichten, die er mit ihm vorhatte, näher zu vernehmen. Bei der Rückkehr in seine geliebte Einsiedelei brauchte es nur einen Blick zur Generalmusterung seiner sämmtlichen Habseligkeiten. Er ließ sogleich alle seine

Stieglitzen in Freiheit, befreite ein Eichhörnchen, das gleich einem Spione zum Rade verurtheilt war, von den Banden, ließ seinen alten Hut, den leinenen Kittel, seine Holzschuhe, so wie alle übrigen Lumpen seiner Garderobe für den Nachfolger zurück, und theilte verschiedene Andachts- und moralische Bücher unter seine frommen Einsiedler aus. Dagegen dünkte ihm, die Karten, womit er sein Kämmerchen austapeziert hatte, könnten ihm auch in seinem neuen Aufenthalte noch von Nutzen seyn, und packte sie mit großer Sorgfalt ein. Am Ende dankte er seinem Dienstherren auf die gerührteste und aufrichtigste Weise, für alle die Liebe, die sie besonders in Rücksicht seiner Studien für ihn gehabt, und versicherte sie, daß sie darauf rechnen könnten, er werde dasjenige, was er ihnen schuldig sey, nie vergessen. *) Nachdem er sie mit Thränen umarmt hatte, empfahl er sich beim Abschiede noch ihrem Gebet und Andenken.

---

*) Er hielt auch wirklich Wort; was er für die Erweiterung und Verschönerung ihrer Wohnung in der Folge gethan, dieß findet man in der Biographie Düvals, welche der Herausgeber des Neuen Tugendspiegels neu bearbeitet, und bei Huber u. Comp. zu St. Gallen 1812 herausgegeben hat.

39. J. G. Naumann,

churfürstlich sächsischer Kapellmeister in Dresden, geb. 1741 zu Blasewitz bei Dresden.

Von welcher unglaublichen Kleinigkeit oft nicht nur die Verkettung menschlicher Schicksale, sondern auch selbst das Daseyn der trefflichsten Geisteswerke abhängt, davon gibt uns der berühmte Tonkünstler Naumann aus seiner Jugendgeschichte einen auffallenden Beweis.

Naumann war von Blasewitz, einem Dorfe am Ufer der Elbe, nahe bei Dresden gebürtig, wo seine Eltern, ehrliche Landleute, eher zur dürftigen als zur wohlhabenden Klasse der Einwohner gehörten. Gleich von Besuchung der Landschule an, bezeigte er die größte Lust Klavier zu erlernen, ließ nicht ab mit Bitten, bis sein Schulmeister ihm Anweisung ertheilte, und machte auch bald Fortschritte, die beträchtlich genug für sein Alter und den erhaltenen Unterricht waren. Denn noch hatte er das zwölfte Jahr nicht vollendet, so hielt man ihn schon für fähig, die Orgel beim Gottesdienst in der Dorfkirche zu spielen. Da er auch in der Folge jede Gelegenheit begierig ergriff, seine Kunst auf der Orgel zu erweitern, so ward auch im Vater und Sohn die Hoffnung immer lebendiger, daß künftig wohl der liebe Sohn ein Schulmeister werden könnte.

Doch widersprach die Mutter laut und ernst allen Entwürfen und Wünschen dieser Gattung. Ihre Erwartungen gingen höher; er sollte ein geschickter Handwerker werden, denn ein Handwerk habe einen güldenen Boden. Sie setzte auch wirklich ihre Absichten durch, und nach einigen Ueberlegungen hinüber und herüber ward der nun dreizehnjährige Knabe zu einem Schlosser nach Dresden in die Lehre gebracht. Sein Loos schien nun geworfen zu seyn für Lebenslang. Ja es hätte blos eines glimpflichen Lehrherrn, einer anständigen Behandlung, einer nicht gleich anfangs zu sehr abschreckenden Arbeit bedurft, so würde der gutmüthige Knabe sich ganz nach dem Willen seiner Eltern gefügt, und wohl gar seine Lage angenehm gefunden haben. Doch ein besserer Genius wachte jetzt über ihn, und wandte zu seinem Glück, was anfänglich Bedrängniß zu seyn schien.

Eine der ersten und vielfältigsten Verrichtungen, die dem Lehrling aufgetragen wurde, war Glas (welches die Schlosser bekanntlich zum Löthen gebrauchen) zu stoßen. Ein unbedeutendes, und doch für ihn höchst unangenehmes Geschäft! der klare bei dieser Gelegenheit aufsteigende Staub wirkte so widrig auf seine Geruchsnerven, daß er es endlich wagte, seinen Lehrherrn um Verschonung mit dieser Arbeit zu bitten. Dieser hingegen schlug jenes demüthige Gesuch so rauh als

möglich ab. Der arme Knabe, der gar wohl merkte, daß dieses verhaßte Geschäft ihm nur noch öfter zugemuthet werden dürfte, kämpfte ein Weilchen mit sich selbst. Die Furcht seinen Eltern zu mißfallen war groß, doch sein natürlicher Widerwille noch größer. Er entschloß sich endlich kurz und gut, und lief — schnurstracks wieder nach Hause.

Der Empfang allda war nicht der freundlichste. Eine ziemlich ernste Züchtigung erging über den Flüchtling, und ward verschmerzt, wie man gewöhnlich in dergleichen Jahren die halb oder ganz verdienten Strafgerichte zu verschmerzen pflegt. Nur als die Mutter verlangte, daß er zurück zu seinem Meister gehen sollte, versicherte er ganz entschieden: lieber in den Tod. Man beschloß nun, nicht sofort die äußerste Gewalt, sondern ein anderes antreibendes Mittel zu versuchen. Es ward ihm zuerkannt das Vieh zu hüten. So beschimpfend diese Verrichtung für den Halbjüngling zu seyn schien, so gelassen unterzog er sich derselben. Als man nach einigen Tagen mit spottendem Tone ihn fragte: wie dieses Aemtchen ihm gefalle? versicherte er so gelassen als möglich: er wolle es lieber lebenslang verwalten, als in die schwarze Schlosserstube und zum Glasstoßen sich einsperren.

Sein Vater kam jetzt aber auf den Wunsch zurück, aus seinem Liebling einen Schulmeister

zu erziehen, auch die Mutter willigte endlich ein, und der gute Knabe durfte nun daheim ganz seiner Neigung folgen, fleißig das Clavier spielen und die öffentliche Schule in Dresden besuchen. Sein allerseligster Genuß aber war Sonntags in der katholischen Kirche eine Messe von Haße mit anzuhören; denn diesen großen Tonkünstler liebte er schon damals mit einer Ehrfurcht, die fast bis zur Anbetung überging.

Daheim war sein tägliches Bestreben, die Tonsetzungen von Sebastian Bach auf seinem höchst mittelmäßigen Claviere durchzuspielen, damit er sie endlich mit Fertigkeit und Gefühl zugleich vortragen lerne. Reichliche drei Jahre verflossen ihm so, gewissermaßen höchst einfach, jedoch nicht nutzlos für den fleißigen Schüler. Wahrscheinlich aber wäre er in Sachsen nie weiter gediehen, hätte nicht die göttliche Vorsehung ihn plötzlich aus seinem bisherigen allzu engen Zirkel herausgerissen; und wäre er nicht durch eine anfangs für ihn höchst bittere Täuschung gezwungen worden, unter fremdem Himmelsstrich, entblößt von nothdürftigster Habe, abgerissen von allen Verwandten und Freunden, hingeworfen unter Menschen, die Sprache, Sitten und Religion von ihm schied, dennoch für seine Ausbildung zu sorgen.

Um das aus ihm zu machen, was er werden sollte, bediente sich die göttliche Vorsehung

eines jungen Schweden, Namens Ußeeström, welcher sich als Kammermusikus im Jahre 1757 zu Dresden befand, und der nach Italien abzureisen im Sinne hatte. Bei seinen vielen Spaziergängen in der umliegenden Gegend, war er durch einen anscheinenden Zufall, doch vielmehr durch die Leitung der gütigen Vorsehung nach Blasewitz, dem Wohnorte der Eltern Naumanns, gekommen, und hatte da die Erfahrung gemacht, daß dessen Mutter zwar keine förmliche Gastwirthschaft halte, aber einen guten Kaffee koche, sehr schmackhaftes Backwerk verfertige, und mit einer mäßigen Bezahlung vorlieb nehme. Dies alles gefiel ihm höchlich. Er kam daher öfters.

Einst sah er im Haus das kleine Clavier, worauf er wahrscheinlich bisher nicht geachtet hatte, offen stehen, und einige Musikalien von Bach darauf liegen. Mit großer Verwunderung vernahm er von Naumanns Mutter, daß ihr fünfzehnjähriger Sohn schon solche Musikalien spiele, und wünschte den Jüngling kennen zu lernen. Der junge Naumann unterließ nicht, nach dem Wunsche seiner Mutter, den Kammermusikus Ußeeström aufzusuchen. Nachdem sich dieser nicht nur die mitgebrachten Sonaten und ein paar andere Musikalien zur Prüfung hatte vorspielen lassen, ermunterte er ihn zu fernern Fleiß, und machte ihm den Antrag, ihn mit nach Italien

zu nehmen, wo er weit schönere Musik als hier hören, und sich selbst zum Tonkünstler bilden könne. Nach mehrern glücklich beseitigten Schwierigkeiten konnte er endlich dazu gelangen. — Was sich ferner mit ihm auf dem mühseligen Pfade dahin und mehrere Jahre daselbst Merkwürdiges zugetragen, verdient in seiner Biographie: Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumanns von A. G. Meißner, Prag 1803, nachgelesen zu werden.

40. Azolini,
römischer Kardinal.

Die bekannte Königin Christina von Schweden fuhr einst, während ihres Aufenthalts in Rom — wo sie 1654 zur katholischen Kirche übertrat, — zur Ludwigskirche, um daselbst Messe zu hören. Es hatte gerade den Tag vorher stark geregnet, und der Ort vor den Stufen der Hauptthüre war sehr unrein. Die Königin hielt beim Aussteigen aus dem Wagen einen Augenblick an, um sich umzusehen, wo sie mit Sicherheit hintreten könnte. Nicht weit von ihrem Wagen standen einige Jesuitenschüler aus dem Clementinischen Collegio. Einer derselben mit Namen Azolini sprang jetzt herbei, riß sich den seidenen Mantel, den er nach der damaligen Sitte als Schüler trug, von der Achsel, und

warf ihn vor der Königin nieder, damit sie darauf treten möchte. Christina that es wirklich, rief dann den Jüngling näher, fragte nach seinem Namen, und versicherte ihm, sie werde sich seiner erinnern. Und sie hielt ihr königliches Wort, denn von der Stunde an unterstützte sie ihn bei seinem Studiren, beförderte ihn von Stufe zu Stufe, bis er endlich die Würde eines Kardinals erhielt. Auch hier hörte sie noch nicht auf, ihm wohl zu thun, setzte ihn in ihrem letzten Willen zum Haupterben ihrer Verlassenschaft ein, und machte ihm hiermit also ein Geschenk, das wohl immer noch eine halbe Million Thaler werth war.

41. Beispiele göttlicher Kinderbewahrung in Lebensgefahren.

1.

Ein Fuhrmann in Thüringen nahm auf einer Reise sein vierjähriges Kind mit. Als der Vater sich entfernen mußte, fiel das Kind von dem Vordersitze herab, und zwar gerade unter das Vorderrad. In diesem Augenblicke blieben die Pferde stehen, das Kind wälzte sich aus dem Gleise seitwärts heraus, und nun giengen die Pferde langsam weiter.

Das Kind erzählte es ruhig und unerschrocken dem herbeigeeilten Vater, und setzte hinzu: Vater, gewiß haben die lieben Engel die Pferde so lange festgehalten, bis ich aus dem Gleise heraus war, damit die Räder mich nicht zerquetschen sollten.

2.

Ein dreijähriges Mädchen in Breslau fiel aus dem Dachfenster eines hohen dreistöckigen Hauses auf das Steinpflaster. Ganz außer sich und fast sinnlos lief die Mutter herunter, nichts anders erwartend, als ihr Kind zerschmettert und todt

aufzuheben. Das Kind kam ihr auf der ersten Treppe entgegen, lächelnd und die Arme nach ihr ausstreckend. Mutterchen, sagte es: war dir angst über mich? Du siehst so blaß aus. Siehst du, es thut mir nichts weh. Ich bin wohl herunter gefallen, aber ich weiß nichts davon; ich habe unterdeß geschlafen; und da ich unten auf dem Pflaster erwachte, sah ich jemand, der recht schön und freundlich war, bei mir stehen; er verschwand aber in dem Augenblicke.

Bei Untersuchung des Kindes durch einen Wundarzt fand sich nicht die geringste Spur einer Verrenkung oder sonstigen Beschädigung.

2.

Eine Mutter in Sachsen reiste mit ihren zwei kleinen Töchtern von fünf und drei Jahren zu einer Verwandtin. Der Weg führte sie über eine Flußbrücke. Die Pferde blieben, wider ihre Gewohnheit an der Brücke stehen, allem Zuschreien, Antreiben und Peitschen des erbosten Kutschers trotzend. Nachdem sie einige Minuten unbeweglich gestanden hatten, schritten sie mehrere Schritte zurück, und nöthigten endlich den Kutscher umzudrehen. Dieser wußte sich den sonderbaren, nie erfahrnen Fall nicht zu erklären, und schlug den Reisenden vor, da es ohnehin schon dunkel wurde, in dem vorliegenden Dorfe zu übernach=

ten. Während dem Gespräche hörten sie einen starken Knall auf der Brücke. Als der Kutscher sich umsah, erblickte er einen von jener Seite kommenden Mistwagen, der auf der schadhaften Brücke einbrach, und in den Strom hinabstürzte. Ach Gott! rief er; das müssen meine Pferde gewußt haben, oder Gott hat es ihnen gesagt; darum wollten sie nicht fort, und traten immer von der Brücke zurück. In meinem Leben ist mir das nicht geschehen, und doch habe ich viele hundert Male diese und andere Brücken mit den Pferden passirt. Das dreijährige Kind legte sich an die Mutter und sagte: Mutterchen, sahst du denn nicht die zwei schönen Engel, die die Pferde am Zaum fest hielten?

4.

Ein fünfjähriges Knäbchen kroch aus Unaufmerksamkeit der Dienstmagd, welche mit ihm aufs Feld gegangen war, unter den Flügel einer Windmühle, um einen auf der Erde liegenden neuen Schindel hervorzuholen. Der Flügel, der in diesem Augenblick in die Höhe stieg, ergriff das Kind und trug es in die Höhe, welches aber auf der andern Seite unbeschädigt wieder herunter fiel, und zwar so, daß der Flügel es nicht ferner fassen konnte. Mir war gerade so, sprach das Kind zu der todeserschrockenen Magd, als ob ein

Engel mich in seinen Armen trug, und recht sanft wieder auf die Erde niedersetzte. Der Herr Jesus wird wohl den Engel zu mir geschickt haben; denn es war ganz so, als fühlte ich's, daß Jemand mich trug.

5.

Eine Mutter im böhmischen Gebirge ging Nachmittags mit ihrem vierjährigen Töchterchen auf ein weit entlegenes Dorf. Unterwegs überfiel sie ein solches Stöberwetter, daß sie nicht vorwärts und nicht rückwärts schreiten konnten, sondern sich auf dem Schnee niederlegen mußten. Die Mutter schlummerte vor Ermattung ein. Als sie erwachte und nach ihrem Kinde blickte, war dieses nicht mehr bei ihr. Es war eine Strecke von der Mutter weggekrochen. Voll Angst stand sie auf, und ging der Spur nach, bis sie es endlich in einem tiefen Loche, mit Schnee fast überdeckt, fand. Das Kind war unverletzt und so vergnügt, als läge es in dem Schooß ihrer Mutter. Beim Zurückkehren ward sie gewahr, daß das Kind vorher neben ihr auf einem schlafenden, stark überstöberten Wolf gelegen hatte.

6.

In einer schlessischen Stadt lebte eine arme Wittwe, Mutter eines zweijährigen Kindes. Eines

Morgens verließ die Mutter das in der Wiege schlafende Kind, um etwas in der Nachbarschaft zu verrichten. Eine plötzlich sie überfallende Angst trieb sie zu ihrem Kinde zurück. Als sie in das Kämmerchen trat, fand sie das Kind auf der Diele neben der Wiege liegend. So sehr sie erschrack, so erschrack, sie noch mehr, als sie das Kind wieder in die Wiege legen wollte, und die ganze Wiege eine Handbreite dick mit abgefallnem Kalk von der Decke belegt fand. Sie erkannte jetzt die gnädige Bewahrung des Herrn, der durch ein kleines Uebel — denn das Kind war unbeschädigt — ein größeres Uebel verhütet hatte; da der herabfallende Kalk das Kind in der Wiege unfehlbar getödtet oder tödt=lich verletzt haben würde.

7.

Eine unverkennbare Engelbewahrung erfuhr an eben dem Orte ein vierjähriges Mädchen, welches von einem angebundenen wilden Ochsen, dem es zu nahe kam, mit den Hörnern ergriffen und hoch in die Höhe geschleudert wurde. Es fiel so sanft in das Gras hinunter, daß es lächelnd aufstand, und immerfort das Kinderverschen sang:

Wie glücklich bin ich schwaches Kind,
Weil Engel immer um mich sind,

Die mich beschützen und bewahren,
In so viel täglichen Gefahren.
Er, der uns Kinder zärtlich liebt,
Er ists, Der uns die lieben Engel gibt.

Ja, ihr lieben Kinder, Er ist's, Der sie euch gibt. Er sendet diese Seine dienstbaren Geister aus zum Dienst derer, die ererben sollen die Seligkeit. Und

Sie kommen mit Freuden herab aus den Höhen,
Um Seinen Erlösten zu Diensten zu stehen,
Seitdem der Jehovah im menschlichen Orden
Ein Kind und in Allem uns ähnlich geworden.

Und diese lieben Engel nehmen an euerm Wohlergehen den allerinnigsten Antheil. Sie freuen sich, wenn sie euch recht selig sehen; sie stimmen fröhlich in eure Lobgesänge ein, und fallen mit euch auf ihr Angesicht, wenn ihr anbetet vor dem Herrn, Der euch gemacht hat, und hat euch erkauft mit Seinem Blute.

42. Fromme Kinder retten ihre Eltern.

1.

Eine arme kranke Wittwe auf einem Dorfe in Oberschlesien bekam unerwartet bayerische Einquartierung. Die Soldaten traten mit solchem

Ungestüm in ihre Stube, daß die schwache, kranke Mutter vor Schrecken zitterte und bebte. Die Feinde verlangten Brod, Fleisch und Bier, und im ganzen Hause war kein Bissen Brods. Die wilden Soldaten lärmten und wütheten, zerschlugen Tisch und Schemel, und bedrohten die alte Kranke mit Schlägen, wenn sie nicht Brod und Bier schaffte.

Das vierjährige Söhnchen der kranken Mutter, welches bei dem Eintritte der Wüthriche sich hinter dem Ofen versteckt hatte, trat jetzt hervor, kniete am Ofen nieder und betete: O du barmherziger Heiland! mache doch die Soldaten barmherzig gegen meine Mutter! Du wirst dann auch gegen sie barmherzig seyn! — Einer der Soldaten, der dem Kinde zuhörte, wurde tief gerührt. Kommt, Kameraden! rief er; in einem Hause, wo ein frommes Kind wohnt, wohnt Gott selbst. Wir wollen wo anders hingehen. Sie gingen wirklich, und beim Herausgehen drückte der gerührte Soldat dem Kinde zwei Zweigroschenstücke in die Hand.

2.

Auf ähnliche Art wurde auf einem Dorfe in der Neumark ein fünfjähriges Mädchen die Retterin ihrer armen hartgedrängten Eltern.

Sechs Franzosen stürmten plötzlich in das

Häuschen eines armen Häuslers, dessen Weib von einem langwierigen Fieber abgemattet, auf ihrem Strohbette lag. Ihr Töchterchen saß neben ihr, und sang einige Verse. Vor Schrecken über den Lärm und über den furchtbaren Blick des zuerst Hereinkommenden fiel es von seinem Bänkchen. Dann kniete es hin und betete: Lieber Herr Jesus! erbarme Dich meiner Mutter, und mache die Soldaten freundlich und gütig! Gieb ihnen doch wo anders zu essen und zu trinken; Du weißt ja, meine Eltern sind arm und haben nichts. Der eine Soldat, ein Elsasser, redete das Kind an. Mein Töchterchen! wer hat dich so schön beten gelehrt? — Der Herr Jesus und meine Mutter. — Dem Soldaten entschlüpfte eine Thräne. Da, mein Kind, sagte er, indem er ihm ein Geldstück auf den Schooß legte; hier hast du was für deine Mutter; bete noch oft für uns. Er küßte das Kind, und eilte sogleich mit seinen Kameraden aus dem Hause.

43. Erzählungen von selig entschlafenen Kindern.

1.

Ein neunjähriges Mädchen, Helena Erichsen, starb an einer auszehrenden Krankheit. In ihrem vorletzten Lebensjahre klagte sie oft ihrer Mutter,

daß sie sich viel zu schlecht fühle, als daß der Herr Jesus sie lieb haben könne. Ich bin ein so unfleißiges und ungehorsames Kind, sagte sie; und über solche Kinder muß sich der liebe Heiland betrüben. Wie mache ich's denn, daß ich mehr Lust zum Fleißig- und Gehorsamseyn kriege? Ich habe den Herrn Jesus so sehr lieb, und da schmerzt es mich, daß er mich nicht lieb haben kann. Die Mutter: Bittest du Ihn denn nicht, daß Er selbst dir Lust zum Fleiß und Gehorsam schenken wolle? — Ja liebe Mutter! ich habe es schon oft gethan; aber ich vergesse es auch oft zu thun. Die Mutter: Sieh, mein Kind! das ist es, worin du fehlst. Der gute liebe Heiland hat uns nichts so oft wiederholt versprochen, als daß Er uns gewiß geben will, was wir von Ihm bitten, wenn wir nur anhalten kindlich und gläubig zu bitten.

Am folgenden Morgen fand die Mutter das Kind ungewöhnlich heiter. Ist Dir heut' recht wohl, fragte sie. — Ja, Mütterchen! mir ist heut' so wohl, wie mir in meinem Leben nicht gewesen ist. Ich will dir auch erzählen, woher das kommt. Gestern Abend bethete ich im Bette noch recht sehr um ein gehorsames Herz, damit ich meinen guten Heiland und meine gute Mutter nicht mehr betrüben möchte. Ich konnte nicht ausbeten, denn ich schlief darüber ein. Da träumte mir, der Herr Jesus kam zu uns in die

Stube. Erst grüßte Er dich recht freundlich, und dann kam Er zu mir, küßte mich dreimal, drückte mich an seine Brust, und legte Seine Brust, und legte Seine Hände auf mich, wobei Er einen Segen sprach, und noch Manches, das ich aber meist vergessen habe. Nur das habe ich behalten, daß Er sagte: Ich habe dich sehr lieb, mein Kind! Deine Sehnsucht soll gestillt werden. Du sollst auch nicht lange mehr in der Welt bleiben, sondern zu Mir kommen.

Das Kind war von dem Tage an wirklich ein fleißiges und folgsames Kind, und machte der Mutter vi elFreude.

Nach sechs Monaten wurde das Kind kränklich, und nahm am Körper und an Kräften zusehens ab. Die Mutter ängstete sich im Stillen, suchte aber ihre Besorgnisse dem Kinde zu verhehlen. Nach einigen Monaten mußte das Kind wegen zunehmender Schwäche sich völlig einlegen. Eines Tages winkte es der Mutter zu sich, nahm ihre Hand, küßte sie wiederholt und sagte: Mutterchen, du bist betrübt um mich; das macht mich auch betrübt, denn ich möchte dir so gern Freude machen. Bist du doch nicht unzufrieden mit mir? Nein, mein gutes Kind! erwiederte die Mutter; du bist seit einiger Zeit mein Trost und meine Freude. Aber ich bin wehmüthig, dich so schwach und krank zu sehen. — O mein Herzmutterchen, sey nicht wehmüthig. Ich

werde bald ganz gesund, gewiß, liebes Mutterchen! ganz gesund werden. Da wirst du dich recht über mich freuen können. Die Mutter: Willst du denn zum Heiland gehen? — Ja, liebe Mutter! Aber wenn ich zu Ihm gehe, nicht wahr? da wirst du nicht weinen, sondern dich freuen. Du wirst mir ja nachkommen, und da wird deine Tochter dir entgegenspringen und dich zum lieben Heiland führen.

Die nahende Auflösung des Kindes wurde immer merkbarer. Am letzten Morgen erwachte es überaus heiter, küßte die Mutter, tröstete sie und bat, daß sie seine Lieblingsverse singen möchte. Dieselbe Bitte that es in der Abenddämmerung. Unter dem Gesang faltete das Kind die Hände, blickte mit himmlischer Freundlichkeit die Mutter an, schloß dann die Augen, und sank in einen sanften Schlummer, in welchem seine Seele in die Arme des Kinderfreundes emporflog.

2.

Elisabeth Strong, einziges Kind eines armen aber frommen Landmanns in England, war bis in ihr siebentes Jahr die Freude ihrer Eltern. Schon in den ersten Jahren zeigte sie eine Andachtsstimmung, welche allen, die es sahen, zur Erbauung gereichte. Die frommen Eltern benutzten die gute Anlage des Kindes dazu, daß sie

es früh mit Jesu Christo, dem Kinderfreunde bekannt machten, und Liebe zu ihm in der zarten Seele erweckten. Das Kind hüpfte vor Freude, wenn die Eltern bei ihrer Morgen- und Abendandacht Verse sangen, in denen der süße Name Jesus vorkam. Wenn sich Anwandlungen von Eigensinn und Ungehorsam bei ihr zeigten, so kam sie gewöhnlich den Erinnerungen der Eltern durch ihre demüthige Abbitte zuvor. Oft, wenn sie den Vater oder die Mutter über ihre bittere Armuth weinen sah, war sie ihre Trösterin und Zurechtweiserin. Weine doch nicht, sagte sie; der Herr Jesus war ja auch arm; und jetzt ist Er im Himmel der Allerhöchste. Wir wollen zu Ihm beten, daß Er uns etwas abgebe; und Er wird es gewiß thun, denn Er hat ja die Menschen so lieb. Eines Tages, als die Mutter ihr von dem Kinde Jesu erzählt, und es ihr als Vorbild zur Nachahmung vorgestellt hatte, ging sie in einen Winkel und betete knieend in kindlicher Einfalt: O lieber himmlischer Vater, mache mich doch auch zu einem Jesuskinde!

In ihrem achten Jahre hatte das Kind das Unglück, an der Hand ihrer Mutter über eine Brücke gehend, zu gleiten, und in den Bach zu fallen. Es wurde bald herausgezogen, allein es hatte den linken Arm und den rechten Fuß gebrochen. Die trostlose Mutter wurde vor Schrecken ohnmächtig in ihre Hütte getragen; das Kind

aber nahm ein gutgesinnter Nachbar in sein Haus, bis jene sich wieder völlig erholt hatte.

Eben dieser gute Nachbar schickte auch nach dem fünf bis sechs Stunden entfernten Wundarzt, um das Kind zu kuriren. Da dieser aber erst am Abend des folgenden Tages ankam, so hatten sich die Schäden so verschlimmert, daß er an der Wiederherstellung des Kindes gänzlich verzweifelte, um so mehr, da er bei dem Armknochen Zersplitterungen gewahr wurde. Das arme Lazaruskind litt unsägliche Schmerzen, aber mit einer Geduld, welche der Wundarzt für übermenschlich und von Gott unmittelbar gegeben erklärte. Es tröstete immerfort die in Thränen schwimmende Mutter, die sich Vorwürfe über Vorwürfe machte. Meine gute Mutter, sagte es, mache dich doch nicht auch krank durch Weinen. Der Herr Jesus kann mir ja helfen, und mich ganz kuriren, wenn Er mich nicht vielleicht zu Sich holen will. Und das würde dir wohl auch noch lieber seyn? Da komme ich ja zu den lieben Engeln und zu meiner lieben Marie (einer vor vierzehn Tagen begrabenen Nachbarstochter und Gespielin des Kindes); und da bin ich nie mehr eigensinnig und ungehorsam, wie ich es hier manchmal war. Da werde ich den Herrn Jesus bitten, daß Er dir und dem Vater für die Mühe, die ihr mit mir habt, recht viel

Gutes thun soll. Aber höre jetzt auf, meine gute Mutter! so viel zu weinen. Wirst Du?

Das Uebel zeigte sich nach einigen Tagen völlig unheilbar. Das liebe Kind erklärte nun selbst ganz bestimmt, daß der Herr Jesus es bald abholen werde. Drei Stunden vor seinem Verscheiden sang es ein Paar gelernte Kinderverschen, lächelte die Mutter freundlich an, und hob die Hände in die Höhe. Indem es mit schon gebrochener Stimme den Namen Jesus aussprach, blieb der Athem stehen.

3.

Ein Schullehrer in der Grafschaft Essex in England hatte acht Kinder, unter denen sich das jüngste, David, durch Ungehorsam und Leichtsinn vor allen seinen Geschwistern auszeichnete, und für seine frommen Eltern ein wahres Kind der Thränen war. Vater und Mutter unterließen nichts, das Kind zum Besinnen und zur Besserung zu bringen; aber ihr Ermahnen, Warnen, Zureden, alle Versuche der Liebe und des Ernstes blieben fruchtlos. So bis zu dem zehnten Geburtstage des Kindes. Dieser Tag ward, in einem weit höheren Sinne, der wahre Geburtstag des kleinen David; der Tag seiner Geburt in ein neues Leben. Der Vater hatte mit ihm am Abend vorher ein kurze Unterredung gehalten,

und es in einem Gebet auf den Knieen der Erbarmung des allmächtigen Heilands mit heißer Inbrunst empfohlen. Am Morgen des Geburtstages begrüßte das Kind Vater und Mutter mit verweinten Augen. Beide Eltern hatten ein überaus wohlthuendes Gefühl bei der Umarmung des Feiernden, und segneten es im Namen des Herrn. Dem Kinde entströmten Thränen, und tiefbewegt sagte es: Meine guten theuren Eltern! vergebt mir Alles; der Herr Jesus hat es mir auch vergeben. Ich habe Ihn recht sehr gebethen, daß Er mich heut zu einem frommen, Ihm wohlgefälligen Kinde machen wolle. Amen, sprach der Vater; der Herr thue also. Er wird dir deine Bitte geben. Gehe hin, mein Sohn, im Frieden des Herrn!

Es zeigte sich von diesem Tage an eine gänzliche Veränderung des Kindes. Die Veränderung war so auffallend und so plötzlich, daß der Vater, bei aller Freude darüber, eine Art von Bangigkeit fühlte. Er entdeckte seine Gefühle der Mutter, mit dem Beifügen, daß eine geheime Ahnung sich in seine Seele eindringe, diese schnelle selige Veränderung werde die Vorbereitung des Kindes für den Himmel seyn.

Die Ahnung täuschte ihn nicht ganz. Nachdem David das heut angetretene Jahr bis zum letzten Tage desselben völlig gesund, und durch sein Betragen zur Freude der Eltern verbracht hatte, klagte er am Morgen seines Jahresschluß=

tages über heftiges Kopfweh und Hitze, welche so zunahm, daß er sich gegen Mittag zu Bette legen mußte. Er war am folgenden Tage, seinem zwölften Geburtstage, recht heiter, liebreich gegen seine Geschwister, und dankbar gegen seine Eltern.

Die Krankheit stieg aber vom dritten Tage an zusehens. An einem erträglichen Tage ermahnte er seine Geschwister in den beweglichsten Ausdrücken, ihre Herzen dem Herrn Jesus ganz hinzugeben, und ihre Liebe und ihren Gehorsam gegen ihre guten Eltern zu verdoppeln. Ich habe sie oft betrübt, sagte er; mehr als ihr; aber sie haben es mir vergeben, und der Herr Jesus auch. Wenn ich am Leben bleibe, so will ich es mir auch doppelt angelegen seyn lassen, ihnen Freude zu machen. Ich denke aber, ich werde in den Himmel gehen. Bittet mit mir, daß der Herr Jesus um seines vergossenen Blutes willen mir gnädig seyn und mich selig machen wolle.

Der kranke David lag die übrigen Tage meist ohne Bewußtseyn und in oftmaligem Phantasiren.

Alle seine Phantasieen aber waren lauter liebliche Zeugnisse seiner Unterhaltungen mit dem Freunde der Kinder. Es waren zuweilen wirkliche Gespräche mit Fragen und Antworten wechselnd, öfter aber Ausdrücke der Freude und der Liebe zu Jesu.

Kurz vor seiner letzten Lebensstunde kam er zum völligen Bewußtseyn. Er fühlte keine Schmerzen und gar kein Unwohlseyn. Mit zärtlichen Liebes= und Dankblicken nahm er die Hände seiner beiden Eltern, küßte und drückte sie an sein Herz; dann ließ er sie wieder los, faltete die Hände, und legte sich auf die Seite. Nach einer Viertelstunde lag er, die Hände noch gefaltet, die Augen aber geschlossen, im letzten Todesröcheln; und unter einem Gebete des Vaters schlummerte er sanft hinüber.

Lieben Kinder! Ihr werdet unstreitig diese Erzählungen von euren selig vollendeten, kleinen Brüdern und Schwestern mit bewegtem Herzen angehört haben, und mit dem Wunsche, einst auch so selig wie sie, aus der Welt zu gehen.

Und das ist auch der Zweck der Erzählungen. Dazu sollen sie euch gesegnet seyn, daß ihr schon früh eure Herzen Dem zum Eigenthum hingebet, Der es sich durch Bluten und Sterben so theuer erkauft hat, und Der euch für dieses geringe, schlechte Geschenk, die ewige Seligkeit, versprochen hat. Je früher, lieben Kinder, je seliger für euch.

Eins bemerken wir noch. Wenn ihr diese und andere ähnliche Erzählungen höret oder leset, so müßt ihr nicht verlangen oder erwarten, genau dieselben Erfahrungen zu machen. Der Apostel Paulus nennt die Weisheit unsers Herrn eine

viel- und mannigfaltige Weisheit; d. h. Er hat und gebraucht unendlich vielerlei verschiedene Mittel, um den Einen großen Zweck Seiner unendlichen Liebe zu erreichen, die Rettung und Seligmachung der Sünder. Wenn auch ihr wünschet, selige Kinder zu werden, an denen Er Seine Lust haben kann; so liegt Alles nur daran, daß ihr Ihn um ein neues, mit Liebe zu Ihm erfülltes Herz bittet. Wer von euch Ihn darum recht sehnlich bittet, der empfängt es unfehlbar, und ist dann ein seliges Kind. Was Er übrigens mit euch und an euch thun will, das überlasset ihr Ihm.

Ihr wisset: Alles, was Er thut, ist recht und ist Segen und Heil für uns.

An Mitteln und an Wegen,
Fehlts dem Allweisen nicht,
Sein Thun ist lauter Segen;
Sein Gang ist lauter Licht.

Legenden.

44.

Der Abt Gerasimus und der Löwe.

Zu Palästina, nicht fern vom Ufer des Jordans, lag in einer anmuthigen Gegend ein Mönchskloster, welchem der fromme Gerasimus als Abt vorstand. Eines Tages, als der heilige Mann, versunken in tiefes Nachdenken, längs des Stromes hinwandelte, kam ein Löwe aus dem Gebüsche, und gieng geraden Weges auf den Abt los. Gerasimus erschrack, und wollte dem wilden Thiere ausweichen; als dieses aber ängstlich brüllend, gleich als fleh' es um Erbarmen, mit langsamen Schritten ihm nachfolgte, blieb der Abt furchtlos stehen und wartete; denn er meinte, es müsse dem Thiere etwas Uebles widerfahren seyn, und sein gefühlvolles Herz verbot ihm, einer hülfsbedürftigen Kreatur aus dem Wege zu gehen.

Der Löwe kam heran, legte sich vor dem Abte nieder, und hielt wimmernd die eine Tatze

empor. Da sah Gerasimus, daß ein Dorn sich tief in den Fuß gedrückt hatte, und daß der Fuß geschwollen und entzündet war. Und unwillkührlich erinnerte er sich der rührenden Geschichte des Sclaven Androklus, welcher, seinem Herrn entlaufen, in der Wüste einen eben so verwundeten Löwen getroffen und geheilt hatte, von welchem der Sclave, als man in der Folge seiner sich wieder bemächtigt hatte, und er zur Strafe den wilden Thieren vorgeworfen werden sollte, wieder erkannt, und aus Dankbarkeit verschont wurde. Und er that, wie Androklus gethan hatte, zog dem Löwen den Stachel aus dem Fuße, drückte den Eiter aus der Wunde, wusch sie rein, und verband sodann den Fuß mit einem Tuche. Kaum empfand der Löwe die Linderung seiner Schmerzen, so brüllte er laut vor Freuden, und legte sich darauf schmeichelnd und liebkosend zu den Füßen des Abtes, gleich einem zahmen Hündlein, und der Abt, gerührt von der Dankbarkeit des Thieres, strich ihm die goldene Mähne, klopfte ihm sanft den Rücken, und gab ihm dann einen Wink, sich zu entfernen.

Allein wie Gerasimus sich anschickte, nach dem Kloster zurückzugehen, erhob sich auch der Löwe und gieng neben ihm her. Der Abt winkte ihm wiederholt, und zeigte auf den Wald, allein der Löwe sah ihn bittend an, wedelte mit dem Schweife, und ließ nicht ab, ihn zu begleiten.

Meinte nun auch der Abt, daß die Brüder im Kloster, wenn er den Löwen mitbrächte, in Schrecken gesetzt werden könnten; so besiegte doch seine Freude über des Thieres Dankbarkeit diese und andere Bedenklichkeiten, und er nahm den Löwen mit sich, da derselbe ohnehin sich nicht abweisen ließ!

Mit Verwunderung hörten die Klosterbrüder die Erzählung des Abtes, und obwohl sie anfänglich vor dem Löwen sich scheueten, so legten sie doch bald alle Furcht ab, da sie sahen, wie zahm und friedlich das Thier sich zeigte, und die ihm angeborne Wildheit gänzlich verläugnete. So blieb der Löwe im Kloster, und wenn er auch dasselbe verließ, so geschah es nur auf kurze Zeit, um im nahen Walde sich Beute zu erjagen; sobald er gesättigt war, kehrte er zurück. Und der Abt gab ihm den Namen Jordanus weil er ihn am Jordan getroffen hatte.

Es besaß aber das Kloster einen Esel, dessen Bestimmung war, Getreide in die Mühle zu tragen, und Wasser herbeizuholen, indem man ihm zwei Eimer an einer Stange über den Rücken hieng. Wurde nun der Esel auf die Weide geführt, so übergab man ihn der Aufsicht des Löwen. Dieser lagerte sich in's Grüne, verwandte keinen Blick vom Esel, und holte ihn sogleich zurück, wenn er sich etwa zu weit entfernte. Nachdem der Löwe schon lange das Amt eines Wächters getreulich versehen hatte, trieb ihn eines

Tages der Hunger, seine Pflicht zu vergessen, indem er im Gebüsch einen jungen Hirsch gewahrend und ihm nachsetzend den Esel verließ.

Nun begab sich's, daß gleich nach Entfernung des Löwen ein Kameeltreiber aus Arabien des Weges zog, und den unbewahrten Esel entführte. Als der Löwe von der Jagd zurückkam, und den Esel nicht mehr fand, gerieth er in große Betrübniß, eilte in's Kloster und blickte traurig den Abt und die Brüder an. Diese vermutheten sogleich, daß etwas besonderes vorgefallen seyn müsse, weil der Löwe gegen Gewohnheit ohne den, seiner Obhut anvertrauten Esel zerrissen habe, fragte er ihn; Jordane, wo hast du den Esel? Hast du ihn zerrissen und gefressen? — Bei dieser Anrede sah der Löwe zu Boden, wie Einer, der eine schwere Schuld sich vorzuwerfen hat. Wohlan denn! sagte der Abt. Hast du dieses gethan, so sollst du auch dafür büßen, so sollst nunmehr du die Dienste uns leisten, die vordem der Esel verrichtete.

Dieß geschah auch: von dieser Zeit an trug Jordanus geduldig die Kornsäcke und Wassereimer. Als er nun einstmals vom Wasserholen in's Kloster zurückkehrte, erblickte ein Ritter, welcher dort angekommen war, das königliche Thier zu erniedrigender Dienstleistung gezwungen, und kaum hatte man ihm den Verlauf erzählt, so nahm er, vom tiefsten Mitleiden bewegt, ein Goldstück

aus seinem Säckel, reichte es dem Abte und bat ihn, dafür einen Esel zu kaufen, den Löwen aber der schnöden Dienstleistungen zu überheben. Der Abt that, wie der Ritter begehrt hatte, kaufte einen andern Esel, und als dieser nun zum Erstenmale auf die Weide geführt wurde, ging der Löwe ungeheißen mit, und bewachte ihn, wie den vorigen.

Es waren, seitdem das Kloster den neuen Esel besaß, kaum einige Tage verflossen, als jener Treiber, welcher den vorigen Esel gestohlen hatte, mit diesem und einigen Kameelen zurückkehrte, um Weizen zum Verkauf in die nahe gelegene Stadt zu führen, und es traf sich eben, daß der Löwe den neuen Esel bewachend, sich im Schatten eines Baumes am Jordan gelagert hatte, als er den Kameeltreiber kommen sah. Den gestohlenen Esel erblicken, und im raschen Sprunge auf ihn zueilen, war Eins bei dem Löwen. Der Treiber entfloh, der Löwe aber faßte den Esel, welcher mit zwei Kameelen zusammengekoppelt war, mit seinem Gebiß am Zaume, und zog unter freudigem Gebrüll den Wiedergefundenen sammt den Kameelen mit sich fort. Nicht gering war das Erstaunen des Abts, als er seinen Jordanus in solcher Begleitung ankommmen sah. Und obwohl er sich den Zusammenhang der Sache noch nicht zu erklären vermochte, so hatte er doch große Freude an der Freude des Löwen, die dieser durch

lautes Brüllen, und sanftes Wedeln mit dem Schweife kund gab. Auch möchte wohl für immer der eigentliche Verlauf dem Abte verborgen geblieben seyn, wenn nicht der Kameeltreiber, nachdem er sich vom Schrecken erholt, und die Spur seiner Thiere aufgefunden hatte, in das Kloster gekommen wäre, um sein Eigenthum zurückzufordern, und bei dieser Gelegenheit den Hergang der Sache umständlich erzählt hätte.

Durch diese Begebenheit wurde Jordanus dem Abte noch theurer, als er ihm schon zuvor gewesen war, und es vergingen seitdem wohl fünf Jahre, während welchen der Löwe, mit Ausnahme einiger Streifparthieen in dem nahen Walde, auf welchen er jedoch nie länger als zwei oder drei Tage abwesend war, fast immer im Kloster blieb. Indessen hatten die Tage des frommen Gerasimus sich zu ihrem Ende geneigt. Einst, als eben der Löwe abwesend war, entschlief der Greis sanft und selig in den Armen seiner Brüder, und wurde von ihnen im Klostergarten begraben. Als nun Jordanus von seiner Streiferei zurückkam und seinen Freund nirgends fand, wurde er sehr betrübt, durchsuchte mit ängstlichem Gebrüll alle Winkel des Klosters, und als er den Gesuchten nicht fand, kam er zu den Brüdern und blickte die Trauernden fragend an. Da sagte der fromme Sabbatius, welcher nach Gerasimi Hinscheiden zum Abte erwählet worden war, zum Löwen:

Jordane, du findest ihn nicht, den du suchest; unser Vater hat uns verlassen, und uns zu Waisen gemacht! — Und die Mönche streichelten ihm den Rücken, und sprachen: Beruhige dich, Jordane! wir haben ja noch mehr verloren, als du verlorst. Aber der Löwe ließ sich durch diese Worte nicht besänftigen, sondern fuhr fort, mit kläglichem Gebrüll, seinen Freund zu suchen. Da erbarmte sich endlich Sabbatius des Trostlosen, winkte ihm zu folgen, und führte ihn in den Klostergarten an die Stelle, wo Gerasimus begraben lag. Sieh, Jordane! sprach er. In dieser Erde ruht unser Vater. Bei diesen Worten erneuerte sich in der Brust des Abtes der Schmerz um den Verlornen so heftig, daß er bitterlich weinend mit verhülltem Angesicht auf den Grabhügel sich niederwarf. Und als der Löwe den frommen Sabbatius sich niederwerfen und weinen sah, schlug er mit Gewalt den Kopf gegen die Erde, brüllte noch einmal und verstummte dann. Jetzt richtete sich Sabbatius auf, und rief: Nun Jordane! komm mit mir in's Kloster zurück! Aber Jordanus hörte nicht und bewegte sich nicht, denn er war auf dem Grabe seines Freundes verschieden. (Gustav Jördens.)

45. St. Hubert.

Es war am heiligen Ostermorgen, als die fromme Floribona, Gemahlin des Herzogs Hubert von Aquitanien, Rosenkranz und Schleier ergriff, um an heiliger Stätte ihre Andacht zu verrichten.

In einer traulichen Stunde, deren einflußreichen Zauber sie immer nur zum Guten zu benutzen pflegte, hatte der rauhe, weidmännisch gesinnte Gatte ihr versprochen, sie auf diesem Gange zu begleiten. Denn er war der Kirche und ihren ehrwürdigen Ceremonien abhold; und es bedurfte vieler Bitten und Ueberredungen, um ihn einmal auf eine Stunde seinen wilden Ergötzlichkeiten zu entziehen, und zu dem Tempel des Herrn hinzuleiten, dessen Wölbung alsdann im dumpfen Mißmuth seiner Seele auf seinen Schultern zu lasten, und dessen Mauern ihn zu erdrücken schienen.

Zwar wußte Floribona wohl, daß nur freiwillige Opfer dem Höchsten gefallen, und daß eine halb erzwungene Annäherung, während das abgewendete Gemüth sich mit weltlichen Dingen beschäftigt, keinen Werth vor ihm hat. Indeß hoffte sie, es werde einmal plötzlich ein Strahl der Erkenntniß in Huberts Herz fallen, und was ihm jetzt peinvoll und widerlich war, dann

Bedürfniß seiner Seele, und Nahrung seines Geistes werden. Denn sie liebte ihn innig, und sein ewiges Wohl lag ihr näher am Herzen, als seine zeitlichen Freuden; wiewohl sie auch diese in geduldiger Selbstverläugnung ihm gönnte, und nicht klagte, nur im Stillen seufzte, wenn seine übertriebene Neigung zur Jagd ihn täglich von ihr entfernte, und er süßeren Genuß im Dunkel der Wälder, wo er den Bären und die flüchtige Hündin verfolgte, als an ihrer Seite in ruhiger Häuslichkeit fand.

Bereit, in stiller Demuth Gott zu dienen, trat sie jetzt aus ihrem Gemache hervor, wo sie durch Gebeth und Bußübungen sich würdig vorbereitet hatte, die heilige Messe zu feyern, und wartete nur des Gemahls, um den Weg zur Kirche anzutreten. Da aber schlug Hundegebell verletzend an ihr Ohr; und mit dem tödtlichen Geschoß der Jagd bewaffnet, schritt Hubert aus seiner Kammer, während das Roß, das ihn auf diesen Zügen zu tragen pflegte, an des Hauses Pforte seiner harrte, und ungeduldig stampfend und scharrend, mit muthigem Gewieher ihn zu rufen schien.

„Wie, mein geliebter Herr und Gemahl," sprach die erschrockene Herzogin, „habt Ihr vergessen, daß Ihr mir gelobet, heute, am Tage der Auferstehung unseres Heilandes, Euer Gebet an den Stufen des Altars zu verrichten, und —

es einem Christen ziemt — Gott um die Vergebung Eurer Sünden anzuflehen?"

„Nicht vergessen, Floribona!" entgegnete der Herzog; „aber ich werde Euch ein anders Mahl, zu gelegener Zeit, mein Wort lösen. Ein wilder Eber hat sich durch das Dickicht gedrängt; ihm nachzuspüren, zieh' ich hinaus, und Eile thut Noth, damit er mir nicht entwische."

Rasch wollte er hierauf an ihr vorübergehen; doch Floribona trat ihm zürnend in den Weg, und hub, ihn zurückhaltend, an: „Was ist der Verlust eines Ebers, oder das Vergnügen, ihn zu erlegen, gegen die Versäumniß Eurer Pflicht, und gegen das üble Beyspiel, daß ihr Euren Unterthanen gebt? Nicht von mir will ich reden, der Ihr als Zeichen Eurer Liebe mir verheißen habt, heute zur geweih'ten Stätte zu folgen, um Euer Gemüth von weltlichen Gedanken zu reinigen, und es zu dem zu erheben, welcher der Born der Gnade ist. Aber ich beschwöre Euch um Eurer selbst willen, der Ihr nur zu nachläßsig in den frommen Obliegenheiten seyd, welche die Religion uns anbefiehlt, und um derer willen, die billig zu Euch als einem Vorbilde emporschauen sollten, und die Euch so selten in den heiligen Ringmauern der Kirche erblicken, — laßt nur heute ab von Eurem Streben, und dient dem Herrn, nicht aber der schnöden Lust, die Euch ja täglich zur Uebung des Waidwerks an=

treibt, und die Ihr morgen so Ihr wollt, in ihrem ganzen Umfange genießen könnt."

„Wie, thörichtes Weib!" unterbrach sie der Herzog entrüstet, ihre nach ihm ausgestreckte Hand zurückstoßend; „dürft Ihr es wagen, mir Einhalt zu thun, wenn mein Wille eine schuldlose Ergötzlichkeit begehrt? Muß ich gerade vor dem Altare knien, um Gott zu verehren; und kann ich nicht auch seiner gedenken, wo das Hüfthorn schallt, und Hundegebell ihm eine Hymne singt? Hebt euch weg von mir, und wagt es nimmer wieder, mir störend in den Weg zu kommen, wenn ich meiner Neigung nachgehe! Nicht immer möchte ich gemäßigt, wie heute, die lästigen Ermahnungen aufnehmen, durch die Ihr Euch vergeblich bemüh't, mich zu ändern.

Stolz und trotzig wandte er sich bey diesen Worten von ihr ab, schwang sich auf das seiner wartende Roß und sprengte, von seinen klaffenden Hunden umringt, von dannen. — Floribona stand einige Momente tief betrübt, und schaute ihm nach; dann zog sie den Schleier über ihre weinenden Augen, und trat ohne ihn, nur von ihren Jungfrauen und den Knappen und Dienern des Hauses gefolgt, den Gang an, auf welchen sie so gern den Gemahl, zu christlicher Einkehr in sich selbst, zur Demüthigung vor Gott, und zur Erlangung jenes herzerhebenden Trostes, den der Mund des Priesters verkündet, geleitet hätte.

Als sie nun einsam dort kniete, wo sie so oft dem Himmel ihre Bitte vortrug, und ihre Sorgen anheim stellte, gedachte sie zuerst, unter heißen Thränen und mit inbrünstigem Gebete, seiner, der leichtsinnig jetzt auf seinen Jagdrevieren sich umhertrieb, und seinen Sinn abwandte von der Feyer des Tages, welcher der ganzen Christenheit heilig ist, um ihn auf wichtige Dinge zu richten. Sie flehte um die Erleuchtung seines Herzens, das außerdem gut und edel, und dessen hauptsächlichster Fehler seine Leidenschaft zur Jagd war.

„Nicht um meinetwillen," seufzte ihre zerknirschte Seele, „bete ich mit Angst und Jammer für die Besserung des verblendeten Gatten, sondern um seinetwillen, — damit sein Gemüth nicht verschmachte, indem es der heilsamen Labung kirchlichen Segens entbehrt — damit sein Herz nicht verlerne, im Tempel des Ewigen sich zu Gott zu erheben, und ihn anzurufen im Staube und in der Asche, wie uns sündhaften Menschen zukommt!"

Als sie so den beklommenen Busen vor dem höchsten Wesen erleichtert hatte, kehrte eine sanfte Beruhigung, ein süßer Friede in ihr Inneres zurück. Sie stillte ihre Thränen, und stand getröstet auf; denn es war ihr, als ob eine leise aber untrügliche Stimme ihr prophezeihe, daß von dieser Stunde an Hubert sein Leben ändern werde, — und in der seligen Ahnung dieses Glücks bot sie dem Himmel das Opfer ihrer blühenden

Tage an, die sie um solchen Preis geneigt sey, ihm, von der Welt und ihren Lockungen geschieden, in klösterlichen Mauern zu widmen.

Indessen trabte Hubert unmuthsvoll über Berg und Thal; doch überließ er es seiner Begleitung allein, den wilden Eber aufzusuchen, denn im Innersten verstimmt durch der Gattin Unzufriedenheit mit ihm, hatte er die Lust verloren, seine Spur zu verfolgen, und ein Gefühl, das fast der Reue glich, zog ihn heimwärts, sie wiederum zu versöhnen.

Aber er widerstrebte der besseren Regung, und sein eheherrlicher Stolz flüsterte ihm zu, daß er nicht also durch Folgsamkeit Floribonen in dem kühnen Unternehmen, ihn zu meistern, bestärken müsse. Er sendete, da die Sonne bereits hoch stand, seine Leute zurück, und vertiefte sich, Floribonen durch eine längere Abwesenheit recht empfindlich zu strafen, in den noch unbelaubten Irrwegen seines Forstes, bis Ermüdung ihn zwang, vom Rosse abzusteigen, um durch einen kurzen Schlummer sich zu erquicken.

Er wählte sich dazu einen Platz, wo eine mit sanftem Grün bekleidete Anhöhe ihm ein weiches Lager both. Es war ein schöner Apriltag; frühzeitig hatten, von einer ungewöhnlich warmen Sonne begünstigt, Schlüsselblumen und Veilchen sich hervor gewagt, und den in jugendlicher Frische entsproßten Rasen zum bunten Tep-

pich umgeschaffen. Gleich einem hehren blauen Zelt spannte sich der wolkenlose Himmel über ihn aus; Lerchen, die in unsichtbarer Höhe trillernd schwebten, ließen ihre holden Melodien fröhlich erschallen, und eine tiefe Ruhe herrschte in der Natur, die in neuerwachender Schönheit das Fest der Auferstehung begrüßte.

Da streckte sich Hubert, süß berauscht von Düften und Tönen, und bald geblendet von dem Glanze des Azurs, der sich über ihm wölbte, auf den Rasen hin, und seine Gedanken verdämmerten in sanfter Bewußtlosigkeit, — es war ihm selbst nicht klar, ob wachend oder in der Fülle des balsamischen Schlummers.

Und siehe, da däuchte ihm, als ob ein leises Geräusch ihn ermuntere; und er erblickte einen schneeweißen Hirsch neben sich, der zwischen dem goldenen Geweih ein hohes Kruzifix trug, und der, ohne Furcht oder Bangigkeit zu verrathen, sich dicht vor ihn hinstellte, und mit seelenvollen, gleichsam betrübten Augen ihn anschaute.

Da ergriff Hubert den Wurfspieß, der neben ihm lag; aber es war, als sey der Arm gelähmt, der ihn erheben wollte, und unerschrocken stand der Hirsch da, als wolle er die blendend weiße Brust dem Todesstoß bieten, während der treue Hund, der Hubert stets als Jagdgefährte zu begleiten pflegte, wie von einem Zauberschlaf befangen, regungslos an seiner Seite lag.

Und plötzlich ertönte eine Stimme, die mit geheimnißvoller Allmacht sich den Weg in das Herz des wilden Jägers bahnte, und eine Mahnung drang in sein Ohr, die ihn aufs Tiefste erschütterte, und Angstschweiß auf seine Stirn, Thränen in sein Auge trieb, während seine Hände, unwillkührlich zitternd, sich falteten.

Abzulassen von seiner ausschweifenden Waldmannslust, und das bisher nicht beachtete Wohl seiner Seele diesen rauhen Ergötzlichkeiten vorzuziehen, um nicht am Tage des Gerichts, welchem Keiner entgeht, einer allzustrengen Rechenschaft anheim zu fallen, — war der Sinn der Warnung, die, wie von Engelzungen gesprochen, seine sonst jedem Zureden fest widerstehende Brust mit der Gewalt der innigsten Ueberzeugung füllte, und die Kraft der Ueberzeugung in ihm weckte, seine bis jetzt durch Mißbrauch entweihte Neigung in einem frommen Gelübde der Entsagung dem Herrn zu opfern.

Als er sich aufraffte, war die Sonne bereits im Untergehen begriffen, und das Abendroth goß seinen Purpur über die Erde. — Die Erscheinung war verschwunden; und ungewiß, ob er sie mit leiblichen Augen geschaut, oder nur im lebhaften Traume erblickt habe, dachte er nach über ihr holdseliges Bild, und die Worte, die sie gesprochen, — und der Entschluß befestigte sich in seiner Seele, zu halten, was er in seinem

Innersten Gott gelobt, und sein männlich blühendes Leben der Kirche zu weihen.

Da kehrte er heim; die fromme Floribona segnete den Vorsatz, den er ihr vertraute, nach Rom zu wallen, um von dem Statthalter Christi Vergebung seiner Sünden, und die Genehmigung zu erlangen, sein Daseyn so wie seine Güter künftig zur Ehre des Höchsten zu verwenden. Sie theilte ihm ebenfalls das Gelübde mit, das sie aus reiner Liebe zu ihm um den Preis seiner Besserung gethan; und als er von ihr schied, seine Pilgerschaft anzutreten, ging sie in ein Kloster, nachdem sie Floribert, ihr Söhnlein, einer frommen Brüderschaft übergeben hatte, die ihn zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen erzog.

Hubert, aber machte durch einen exemplarischen Wandel die Versäumnisse seiner wild verrauschten Vergangenheit wieder gut; und obgleich die tiefste Demuth ihn in den Stand der tiefsten Erniedrigung beugte, so würde er doch, eben der Tugenden wegen, die er sich erwarb, zu hohen kirchlichen Aemtern berufen. — Er starb als Bischof von Lüttich im Jahre 727, in welcher Würde sein Sohn Floribert ihm nachfolgte.

Späterhin ward Hubert unter die Heiligen versetzt, und Waidmänner haben ihn, seiner frühern Neigung eingedenk, zum Schutzpatron der Jagd und des Waidwerkes erwählet. S.

Inhalt.

Parabeln und Gleichnisse. 1. Die Lieblingsblumen S. 1. — 2. Wahrlich ich sage euch 2c. S. 5. — 3. Die drei F S. 7. — 4. Ein Gleichniß S. 9. — 5. Die Raupennester S. 11. — 6. Die abgefallenen Aepfel S. 12. — 7. Böser Umgang S. 14. — 8. Die Weihnachtsgaben S. 15. — 9. Sehet die Vögel 2c. S. 17. — 10. Das Rothkehlchen S. 18. — 11. Die Blumenlese S. 19. — 12. Das Kanarienvögelchen S. 24. — 13. Alexander und der Afrikaner S. 26. — 14. Auch das Unglück 2c. S. 28. — 15. Die Stimmung des Gemüthes 2c. S. 31. — 16. Was nicht die Sanftmuth thun kann! S. 34. — 17. Kindliche Ehrfurcht S. 36. — 18. Die letzten Worte der Weisheit S. 38. — 19. Der alte Gärtner und der Kaiser Hadrian S. 41. — 20. Umstände verändern die Sache S. 45. — 21. Ehrlichkeit darf unter keinen Umständen verletzt werden S. 46. — 22. Wahrheit und Aufrichtigkeit dürfen nicht der Höflichkeit geopfert werden S. 48. — 23. Die Thorheit des Götzendienstes S. 49. — 24 Der Fuchs im Garten S. 53. — 25. Alexander und die Königin S. 55. — 26. Das Gastmahl S. 57. — 27. Wohlthun trägt oft reichliche Zinsen S. 59. — Historien von Hans Sachs. 29. Das Jubelfest in Nürnberg S. 62. — 30. Des Krieges Bild S. 67. — 31. Des Menschen Herz eine Mahlmühle S. 71. — 32. Der Nachtigall drei gute Lehren S. 73. 33. Das Schlaraffenland S. 77. — 34. Kampfgespräch zwischen dem Sommer und dem Winter S. 80. — 35. Joh. Joach. Winkelmann S. 88. — 36. Karl v. Linne S. 89. — 37. Heinr. Jung, genannt Stilling S. 92. — 38. Valentin Jam. Düval S. 96. — 39. J. G. Naumann S. 103. — 40. Azolini, römischer Kardinal S. 108. — 41. Beispiele göttlicher Kinderbewahrungen 2c. S. 110. — 42. Fromme Kinder retten ihre Eltern S. 115. — 43. Erzählungen von selig entschlafenen Kindern S. 117. — Legenden. 44. Der Abt Gerasimus und der Löwe S. 128. — 45. St. Hubert S. 135.

Inhalt.

Parabeln und Gleichnisse. 1. Die Lieblingsblumen S. 1. — 2. Wahrlich ich sage euch ꝛc. S. 5. — 3. Die drei F S. 7. — 4. Ein Gleichniß S. 9. — 5. Die Raupennester S. 11. — 6. Die abgefallenen Aepfel S. 12. — 7. Böser Umgang S. 14. — 8. Die Weihnachtsgaben S. 15. — 9. Sehet die Vögel ꝛc. S. 17. — 10. Das Rothkehlchen S. 18. — 11. Die Blumenlese S. 19. — 12. Das Kanarienvögelchen S. 24. — 13. Alexander und der Afrikaner S. 26. — 14. Auch das Unglück ꝛc. S. 28. — 15. Die Stimmung des Gemüthes ꝛc. S. 31. — 16. Was nicht die Sanftmuth thun kann! S. 34. — 17. Kindliche Ehrfurcht S. 36. — 18. Die letzten Worte der Weisheit S. 38. — 19. Der alte Gärtner und der Kaiser Hadrian S. 41. — 20. Umstände verändern die Sache S. 45. — 21. Ehrlichkeit darf unter keinen Umständen verletzt werden S. 46. — 22. Wahrheit und Aufrichtigkeit dürfen nicht der Höflichkeit geopfert werden S. 48. — 23. Die Thorheit des Götzendienstes S. 49. — 24 Der Fuchs im Garten S. 53. — 25. Alexander und die Königin S. 55. — 26. Das Gastmahl S. 57. — 27. Wohlthun trägt oft reichliche Zinsen S. 59. — Historien von Hans Sachs. 29. Das Jubelfest in Nürnberg S. 62. — 30. Des Krieges Bild S. 67. — 31. Des Menschen Herz eine Mahlmühle S. 71. — 32. Der Nachtigall drei gute Lehren S. 73. 33. Das Schlaraffenland S. 77. — 34. Kampfgespräch zwischen dem Sommer und dem Winter S. 80. — 35. Joh. Joach. Winkelmann S. 88. — 36. Karl v. Linne S. 89. — 37. Heinr. Jung, genannt Stilling S. 92. — 38. Valentin Jam. Düval S. 96. — 39. J. G. Naumann S. 103. — 40. Azolini, römischer Kardinal S. 108. — 41. Beispiele göttlicher Kinderbewahrungen ꝛc. S. 110. — 42. Fromme Kinder retten ihre Eltern S. 115. — 43. Erzählungen von selig entschlafenen Kindern S. 117. — Legenden. 44. Der Abt Gerasimus und der Löwe S. 128. — 45. St. Hubert S. 135.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fischer, Joseph Anton,

Deutscher Jugendgarten Gesammelte Parabeln, Gleichnisse, Erzählung, Legenden, Beispiele aus dem wirklichen Leben

Bd.: 1

München 1833

Paed.pr. 1050-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759702-7